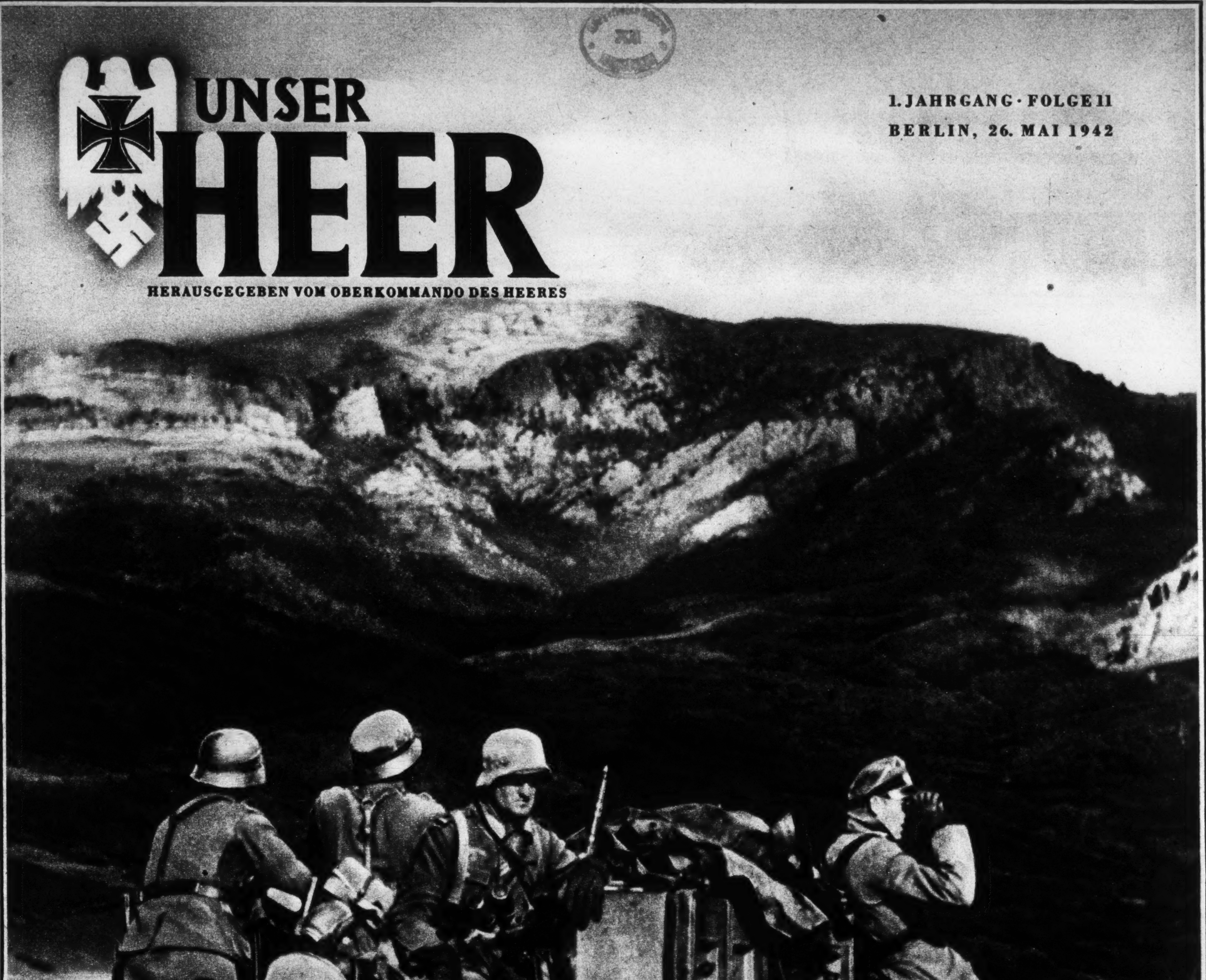
1. JAHRGANG · FOLGE 11
BERLIN, 26. MAI 1942

UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES



Wenn die Götter nur jene lieben, die Unmögliches von ihnen fordern, dann gibt der Herrgott seinen Segen auch nur dem, der im Unmöglichen standhaft bleibt!

ADOLF HITLER am 26. April 1942

Im VISIER

ANGSTRÖHREN *Die anhaltenden Meldungen über die Schiffsversenkungen scheinen nach einem Bericht der „United Press“ im Verein mit den übrigen Hiobsbotschaften von anderen Kriegsschauplätzen die seelische und moralische Haltung des amerikanischen Volkes mehr und mehr zu beeinträchtigen. Die Soziologen haben dabei eine neue Krankheit entdeckt: die Radiodepression. Sie soll durch das Anhören von Radioberichten über den Krieg entstehen und äußert sich in Kopf- und Magenschmerzen, in Appetit- und Schlaflosigkeit. Es wird darum von den USA.-Gelehrten verlangt, daß dem Volke die Nachrichten der Achsenmächte vorenthalten werden, denn: „Selbst wenn diese der Wahrheit entsprechen, so verursachen sie so viel Verwirrung und schwere seelische Störungen, daß damit die Energie der Nerven verzehrt wird, die das amerikanische Volk dringend für die Kriegsanstrengung braucht.“ Nun, wir kennen den tieferen Grund dieser amerikanischen Radiokrankheit: es ist die Angst vor dem Fiasko, die Angst vor der Wahrheit, es sind sozusagen die „Angströhren“, die in den amerikanischen Radioapparaten immer wieder zu diesen seelischen Kurzschlüssen führen!*

WECKRUFE *In „Menschen der Tiefe“ schildert der bekannte amerikanische Schriftsteller Jack London auf Grund eigener Erfahrungen in erschütternden Worten das Leben der Armut in den berüchtigten Elendsvierteln Londons. Er stellt dabei fest, daß in diesem Babel der Weltplutokratie jeder dritte Arbeiter und ganz allgemein jeder vierte Mensch im Armenhaus, Armenspital oder Irrenhaus endet. Fast zwei Millionen seien dort arm und sehr arm zu nennen. „Daily Herald“, das Organ der britischen Arbeiterpartei, aber stellte erst unlängst mit dürren Worten fest, die Hälfte der britischen Bevölkerung sei unterernährt. Mit welcher Inbrunst können diese Menschen die jetzt in England immer heimischer werdende Sowjethymne, die „Internationale“, singen. „Erhebt Euch, Ihr Verhungerten, aus Eurem Hunger, erhebt Euch, Verbrecher aus Not.“ Diese Worte klingen den Verantwortlichen, den satten Lords und den sogenannten Arbeiterführern recht unangenehm in den Ohren. Es wurde darum gefordert, den Text der Sowjethymne zu entgiften. Die Frau des britischen Komponisten Sir Granville Bantock schlug vor, die anstößige Verszeile in „Erwacht, o Ihr Schläfer, aus dem Traum, erhebt Eurer Sehnsucht Blick“ abzuändern. Der Sowjetbotschafter Maisky hat jedoch diese Lyrik nach Rückfrage in Moskau abgelehnt. Man kann das verstehen, denn am allerwenigsten hat Stalin ein Interesse daran, daß die britischen Schläfer frühzeitig aus ihren Träumen erwachen.*

UM DIE LINIE! *Für die Frauen in USA. bedeutet der durch die Gummiknappheit entstandene Mangel an bestimmten intimen Kleidungsstücken, wie zum Beispiel Gummigürtel usw., ein vorläufig noch nicht gelöstes Problem. Allen Protesten der großen Frauenorganisationen gegenüber verhalten sich die Washingtoner zuständigen Stellen ablehnend. Das „McCalls Magazine“ sagt zu diesem Thema: „Welche Folgen der Ausfall intimer Verschönerungsartikel auf die äußere Erscheinung der nordamerikanischen Frau haben wird und wie sich die Mode damit auseinandersetzt, ist das große Rätselraten in Washington.“ Darauf hätten die Japaner, die die Gummiplantagen auf Malaya und in Niederländisch-Indien besetzten, aber auch Rücksicht nehmen müssen! Denn so wird nicht nur das Rooseveltsche USA.-Gebäude aus den Fugen gehen, sondern auch seine weiblichen Bewohner. Die Sachverständigen des Ernährungsministeriums freilich sehen diese Gefahr noch nicht. Denn — so äußern sie sich zu diesem delikaten Problem — die nächste Zeit würde nicht dazu angetan sein, Speckfalten anzusetzen. Man sieht daran, wie einfach sich manche Probleme lösen lassen!*

Zeichnungen: Gefr. Werner Kruse

Titelblatt: Auf der Krim
Aufnahme von Kriegsberichter Kirsche

Vor dem Angriff. *Ein Waldlager bolschewistischer Heckenschützen ist entdeckt. Der Funker fordert Verstärkung an, aber noch bevor sie eintrifft, arbeiten sich die Infanteristen immer näher heran*

Aufnahme: Kriegsberichter Rutkowski

Was uns zusammenschweißt!

Wenn zwei Männer sich irgendwie nahestehen, sagt man, sie sind Freunde. Wenn Freundschaft wirklich echt sein soll, dann muß man von dem anderen verlangen, daß er mit einem durch dick und dünn geht. Der ist kein Freund, der in frohen Tagen bei gutem Essen und Trinken dem andern zur Seite steht, aber in schweren Tagen nichts von ihm wissen will. Daher sind auch die Freundschaftsbeteuerungen beim sechsten Glase Wein oder beim achten Glas Grog nicht ganz vollwertig, auch wenn das Verhältnis durch das brüderliche Du, durch Händedruck oder durch irgendwelche symbolischen Handlungen bekräftigt ist. Der wahre Freund offenbart sich meist dann, wenn es dem andern schlecht geht und er sich bereit findet, ihm in jeder Beziehung, sei es durch offenen verständigen Rat, sei es durch die Tat, zu helfen. „Freunde in der Not gehen tausend auf ein Lot“, sagt der Volksmund mit Recht. Am besten aber erkennt man den Freund daran, daß er rückhaltlos offen ist und es auch wagt, sich dadurch „unbeliebt“ zu machen, daß er dem andern auf die Finger sieht, ihn am rechten Ort und zur rechten Zeit mahnt und warnt. Wer einen solchen Freund gefunden hat, darf sich glücklich schätzen. Nicht jedem gelingt es. Jeder von uns aber hat Kameraden. Kameradschaft entsteht in einer Gemeinschaft von Menschen, die regelmäßig und unter besonderen Verhältnissen eine Zeitlang zusammenleben. Die engen Beziehungen bestehen meistens auch dann weiter, wenn sich die Gemeinschaft, in der die Kameradschaft begründet wurde, auflöst.

Die Kameradschaft fängt in der Schule und im HJ.-Dienst an. Sie spannt ein festes Band um die jungen Menschen, die jahrelang dieselbe Schulbank drücken und die zusammen als Pimpf und Hitlerjunge ihren Dienst tun. Am schönsten aber offenbart sich die Kameradschaft beim Soldaten. Diejenigen, die auf einer Stube, in einer Gruppe, einem Zug, einer Kompanie, ja vielleicht noch in einem Regiment — man spricht ja sehr häufig von Regimentskameraden — zusammenleben, werden Kameraden. Für sie, nehmen wir einmal eine Gruppe, verläuft jeder Tag in derselben Weise. Sie liegen in einer Stube oder einem Unterstand zusammen. Ihr Dienst ist derselbe, ihre Freizeit ist bei allen gleich. Im Gefecht liegen sie nebeneinander und teilen die gleichen Gefahren. Das schweißt zusammen und schleift ab. Unterschiede, die von außen her kommen, verschwinden hier vollständig. Ob der eine vom Lande stammt oder aus der Stadt, ob er Student oder Arbeiter, Beamter oder Bauer ist, spielt in dieser Gemeinschaft keine Rolle. Sie tragen alle dieselbe Uniform und machen denselben Dienst, sie haben sich alles gesagt, was sie denken, und wissen daher die großen und kleinen Sorgen und Nöte, und sie halten zusammen. Das ist Kameradschaft, wenn aus der letzten Zigarette jeder noch einen Zug tun darf oder von dem empfangenen Alkohol aus der Feldflasche trinkt. Selbstverständlich, daß sich diese Kameradschaft im Ernstfalle besonders bewährt. Wer verwundet wird oder vorne in einem Loch liegenbleibt, weil er nicht mehr die Möglichkeit hatte, zurückzukommen, der weiß, daß seine Kameraden ihn herausholen. Das ist ganz selbstverständlich. Wir Soldaten verstehen es oft nicht, daß aus der Tatsache, daß jemand nach vorne kriecht, um seinen verwundeten Kameraden zu bergen, auf die Gefahr hin, selbst zu fallen, bei Unbeteiligten irgend etwas Besonderes gemacht wird. Wir sprechen nicht darüber. Das scheint uns das Natürlichste auf der Welt zu sein. Aber Kameradschaft muß weiter gehen. Aus dem Zusammenleben ergibt sich, daß man in Monaten oder gar Jahren jedem bis in die letzte Falte seines Herzens sehen kann und daher auch um seine Fehler weiß. Bei einem Millionenheer, wie es das deutsche heute ist, kommt es natürlich auch vor, daß Menschen, die es bisher verstanden haben, unentdeckt ihren minderwertigen, selbstsüchtigen Neigungen zu leben, in die Truppe hereinkommen. Auch hier werden sie über kurz oder lang — besonders dann, wenn sie meinen, daß

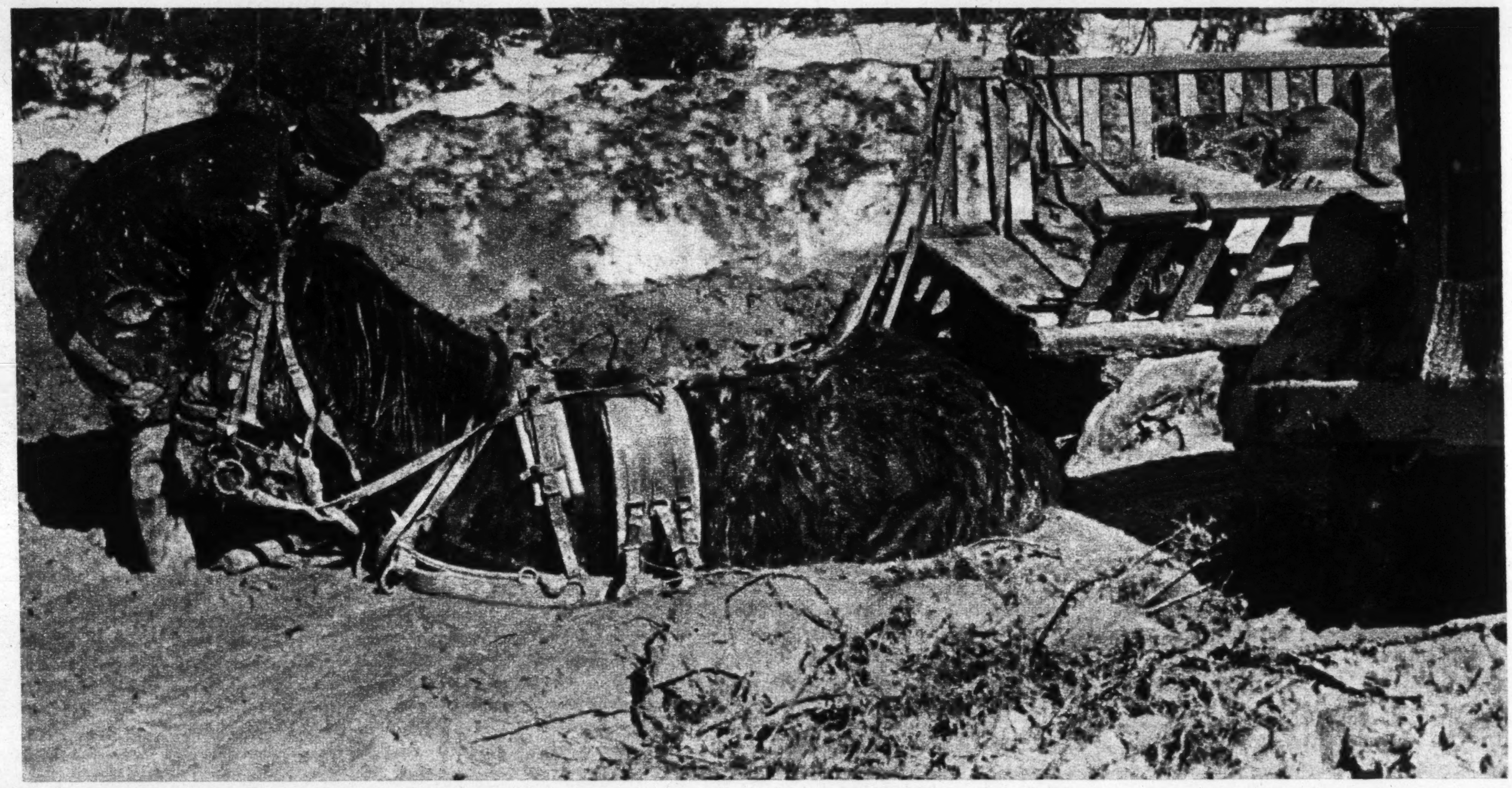
(Fortsetzung auf Seite 4)

Schlamm

Rechts: **Nach einer Minute: „Liese“ versinkt!** *Das ist eine Straße im Sowjetparadies, als es Frühling wurde. Über sie muß der notwendige Nachschub hinweg, er muß hindurch, denn die Umwege sind noch grundloser*

Mitte: **Nach zehn Minuten: „Liese“ ist in Lebensgefahr!** *Ihr wird schnell geholfen, denn das Pferd ist der beste Kamerad des Landsers*

Unten links: **Nach dreißig Minuten: „Liese“ ist aus dem Dreck heraus.** *Es war verdammt schwer und nur möglich, weil es ein Stückchen weiter festere Erdklumpen gab. Aber wie oft kommt es vor, daß die Kräfte des Pferdes erlahmen und frische Kräfte herangeholt werden müssen*



→

. . . und trotzdem muß er fahren! *Wer dieses Bild sieht, sagt: „Unmöglich!“ Die Front darf dieses Wort nicht kennen, und auch dieser tapfere Kämpfer auf dem Krad wird weiterkommen, weil er weiterkommen muß*

Aufnahmen: Uffz. von Koerber

Was uns zusammenschweißt! (Fortsetzung von Seite 2)

sie sich der strengen Aufsicht entzogen haben und sich günstige Gelegenheiten bieten — ihrer Veranlagung gemäß handeln. Mit solchen Elementen will der anständige Soldat nichts zu tun haben. Ganz abgesehen von kriminellen Elementen, die der Truppe ohnehin ferngehalten werden, haben auch krasse, eigensüchtige, nur auf ihren persönlichen Vorteil bedachte Egoisten in unseren Reihen nichts zu suchen. Es wäre falsch verstandene Kameradschaft, wenn jemand nur darum, weil solch ein Bursche zu seiner Gruppe oder seinem Zug gehört, nicht dafür sorgt, daß er zunächst durch die üblichen Erziehungsmittel und Strafen der Truppe geändert wird. Dazu gehört auch vorbeugendes Eingreifen, wenn der andere unlauter und seinerseits unkameradschaftlich zu handeln im Begriff ist. Das ist er seinen Kameraden schuldig, die ja Gefahr laufen, irgendwie mitgerissen zu werden. Ändert er sich nicht, dann muß solch ein Element radikal ausgemerzt werden.

In vielen Fällen ist es Gott sei Dank von Haus aus auch gar nicht so schlimm. Da kommt ein Mann, der sonst durchaus anständiger Gesinnung ist, durch Leichtsinn oder Unwissenheit in die Lage, irgendeine Dummheit zu machen. Dann müssen die Kameraden auf der Hut sein. Sie kennen ihn ja, sie wissen aus gewissen Anzeichen, „wann es so weit ist". In solchen Stunden dürfen sie ihn nicht aus dem Auge lassen; sie müssen sich oft sogar opfern, um im entscheidenden Augenblick zur Stelle zu sein. Nehmen wir einmal ein Beispiel irgendwo an einer ruhigen Front oder im besetzten Gebiet: Ein sonst ruhiger und friedlicher Mensch wird leichtsinnig, unbeherrscht und unüberlegt, wenn er etwas zuviel getrunken hat. In einem solchen Falle ist es selbstverständliche Pflicht, daß ein Kamerad mitgeht und bei ihm bleibt, bis er eben merkt, daß der andere genug hat. Dann nimmt er ihn am Arm und geht mit ihm heim. Das geht oft nicht so einfach. Aber er muß energisch sein und seine ganze Kraft aufbieten, um es nicht so weit kommen zu lassen, daß der Zustand eintritt, in dem eben alles passieren kann, weil der Mensch seine volle Zurechnungsfähigkeit verliert. „Wenn ihr so etwas merkt", sagte mein Wachtmeister im Rekrutenunterricht vor dem Weltkrieg, wenn er über Kameradschaft unterrichtete, „dann laßt nicht nach, und wenn nichts hilft, dann haut ihm eins in die Fresse, bis er mitkommt." Wir hatten ihn damals verstanden, und jeder Soldat wird auch heute verstehen, was damit gemeint ist. In einem solchen Falle kann man nicht hart genug sein. Ist irgendein Unglück geschehen, dann macht der andere dem Kameraden bestimmt einen Vorwurf daraus, daß er nicht energisch genug gewesen ist.

Gerade darin zeigt sich wirkliche Kameradschaft, daß man sich auch dann um den andern kümmert, wenn er vom rechten Wege abgehen will. Damit erweist man jedem den größten Dienst.

Es ist etwas Wunderbares um diese Kameradschaft aus dem Kriege. Schon von den alten Soldaten des Weltkrieges wissen wir darum. Wenn sie sich zufällig einmal treffen, dann können sie stundenlang zusammensitzen, dann versinkt die Welt um sie herum, und es scheint, als säßen sie noch in dem Unterstand wie damals und erlebten alles noch einmal. „Weißt du noch", heißt es dann hundertmal.

So wie es war, so wird und so soll es auch heute wieder sein. Die Kameradschaft, in diesem großen Ringen geboren, wird sich während des Krieges wie nach dem Sieg hundertfach bewähren. Das ist eine köstliche Gewißheit für jeden Soldaten. *Gl.*

NACHSCHUB ÜBER MEER UND SAND

DAS RINGEN UM NORDAFRIKA (III)

Von Feldwebel Dr. ERNST BAYER

Das starre Dogma englischer Wüstenkampfpraxis ist dem schöpferischen Geist Rommels, seiner beweglichen Kampfführung, gepaart mit einem gesunden Draufgängertum, unterlegen. Von ihm geht eine starke Zuversicht und ein unbändiger Siegeswille aus. In diesem Geiste folgen ihm auch seine Soldaten. Von dem ersten Tage an hat sich Generaloberst Rommel nicht auf die Hilfe irgendwelcher Kräfte verlassen, wie es die Engländer in der Hoffnung auf die Wirkung der „Wüstengenerale" Staub, Sand, Hitze getan haben. Er hat nur mit Tatsachen gerechnet. So kam es auch, daß der wüstenerfahrene Gegner in Führung und Kampf von dem „Neuling" geschlagen wurde. Wenn oftmals von den Briten davon gesprochen wurde, daß Generaloberst Rommel von einem unwahrscheinlichen Glück begleitet sei, dann wollen wir ihnen nur den Ausspruch Moltkes entgegenhalten, der treffend auf den Generalobersten Rommel paßt: „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige." Hier in der Wüste darf man nicht auf Wunder hoffen, denn Wunder kann man nicht in die Waagschale der Entscheidung werfen. Im Kampf entscheidet nur das Vertrauen in die eigene Kraft, das eigene Können, den eigenen Willen und die eigene Härte. Sie aber sind bei Generaloberst Rommel und seinen Soldaten auf einem festen Grund gebaut. Und darum ist auch aus dem Wörterbuch des Generalobersten das Wort „Unmöglich" gestrichen.

Führung und Mannschaft ergänzen sich vorbildlich, weil sie in keiner Situation ein Versagen kennen und weil hier eine Kameradschaft gelebt wird, vor der jede Not brechen muß. Ein Beispiel sei hier als Sinnbild dieser Kameradschaft erzählt:

Vor Tobruk erschien über den deutschen Stellungen ein Verband deutscher Stukas. Einer löste sich aus ihm, stürzte und ließ einen Sack fallen. Erst wußten die Männer, die hier wochenlang in schwerem Ringen lagen, überhaupt nicht, was das zu bedeuten hatte. Aber als sie den Sack öffneten, da war es ihnen klar. Drinnen waren Schokolade, Keks und Zigaretten. Dabei lag ein Zettel, und auf ihm stand geschrieben:

„Vor Tobruk, Kameraden! Seit Tagen fliegen wir bei unseren Angriffen über Eure Stellungen und sehen Euch in der Gluthitze und im feindlicher Feuer tapfer kämpfen. Wir stehen Euch in diesen Kämpfen bei und hämmern Euch den Weg frei mit unseren Stukabomben, unermüdlich, so wie Ihr es seid, und darum schaffen wir es, Kameraden! Die Bordverpflegung, die wir zusammensparten, soll eine kleine Abwechslung zu Eurem ewigen Eintopf sein. Heil und Sieg. Eure Stukaflieger."

So sind die Männer an der Front, gleich wo sie kämpfen: hart und unerbittlich im Kampf, aber mit einem Herzen, das immer für den Kameraden schlägt.

Wenn wir von dem Ringen in Nordafrika sprechen, so dürfen wir einen Sektor nicht vergessen, der zwar nicht so sehr in das Rampenlicht der Öffentlichkeit tritt, der aber von ganz entscheidender Bedeutung für Leben und Kampf der Truppe ist. Nachschub ist die Basis der Front, in Afrika steht und fällt mit ihm die Möglichkeit des Lebens und des Kampfes. Das geht allein schon aus der Tatsache hervor, daß ein großer Teil der Verpflegung, des Brennstoffs und des Öls für die Fahrzeuge, die gesamte Munition aller Art, die Waffen, die Fahrzeuge und die Ersatzteile überhaupt in der Gesamtheit aus Deutschland nachgeschoben werden. Hinzu kommen noch Bekleidung und Ausrüstung. Was der Soldat trägt und mit was er kämpft und größtenteils was er ißt — alles liefert die Heimat. Welche Leistungen hier vollbracht werden müssen, erhellt schon allein die eine Überlegung, daß zwischen der Heimat und der kämpfenden Front Hunderte von Kilometern liegen, die nicht nur auf dem Landweg überwunden werden können, sondern die auf dem Seeweg nicht ohne Gefahr durchmessen werden müssen. Der Nachschub hat die Aufgaben zu lösen, wie sie in einer solchen Größe und in einem solchen Umfang und in einer solchen Vielfältigkeit der Transportarten nur selten in Erscheinung treten.

Es sei besonders darauf hingewiesen, daß für die Verpflegung nicht die Möglichkeit besteht, wie vielleicht vielfach angenommen wird, sie aus dem Lande selbst zu ergänzen, da die italienischen Siedler und die Eingeborenen in Nordafrika verständlicherweise nicht in der Lage sind, Frischgemüse oder Obst auch nur in den annähernd erforderlichen Mengen zu liefern. Es ist auch eine irrige Auffassung, zu glauben, daß man in Nordafrika in Zitronen und Apfelsinen schwelgen könne. Reichlich vorhanden sind nur Datteln, Feigen und Oliven.

Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß gerade dem deutschen Soldaten in Afrika, der unter ganz anderen Bedingungen als in Europa leben muß, eine Verpflegung gegeben wird, die ihm zuträglich ist, seinem gewohnten Geschmack entspricht und ihn gerade in der Ernährung das fremde Land nicht spüren läßt. Der deutsche Soldat hat sich mit der an und für sich guten und nahrhaften Kost des italienischen Soldaten nicht anfreunden können. Er hat immer wieder nach der heimatlichen Kost verlangt, die ihm entgegen allen Erwartungen und Annahmen trotz der veränderten Lebensbedingungen ausgezeichnet bekommen ist. Die Speisekarte der deutschen Kaserne regiert auch in Afrika, bloß mit dem Unterschied, daß nur Konserven verwendet werden können. Die Beschaffung von Frischgemüse und die Lieferung von Frischfleisch ist wegen der durch die langen Transporte bedingten Gefahr des Schlechtwerdens nicht möglich. Die Hauptmahlzeit ist in Afrika auf den Abend verlegt worden, während die kalte Abendkost mittags eingenommen wird. Ein Teil der Verpflegung auch für die deutschen Soldaten in Nordafrika liefert Italien. Aber die Abendverpflegung wie z. B. Wurst und Käse und auch Schokolade, Zigaretten und Marketenderwaren kommen aus Deutschland. Das aus Deutschland nachgeschobene Knäcke- und Wittlerbrot wird ergänzt durch Kommißbrot. Bäckereien backen unentwegt, wenn sie sich auch teilweise das notwendige Wasser sowie Holz und Kohlen von weither holen müssen. So wird auch für die Verpflegung alles getan, was unter diesen Umständen möglich ist, denn eine gute Verpflegung der Truppe ist ein entscheidender Faktor für die Leistungsfähigkeit der Soldaten.

Was für den Menschen die Verpflegung ist, sind für Fahrzeug und Motor Benzin und Öl und für die Waffen die Munition. Es ist hier nicht der Platz, Zahlen zu nennen, aber es genügt, wenn gesagt wird, daß täglich Hunderte von Granaten, Tausende von Patronen, Hunderte von Bomben und Tausende von Handgranaten benötigt werden. Und bei dem heutigen hohen Stand der Motorisierung, auf der ja der schnelle Krieg in Afrika beruht, ist der Nachschub von Brennstoff und Öl von erhöhter Bedeutung. In Afrika müssen Teile der Trosse die über große Strecken führenden Angriffs- oder Verfolgungsunternehmen mitfahren, und oftmals sind es die Soldaten der Versorgungstruppen, die die Granaten zu den Geschützen und die Munition bis in die vorderste Linie schleppen. Immer sind die Wagen mit den Benzin- und Wasserkanistern zur Stelle, wenn sie gebraucht werden. Das gleiche gilt auch für die Instandsetzungseinheiten, von deren schneller Arbeit die Leistungsfähigkeit und Einsatzbereitschaft der unter den tropischen Bedingungen besonders stark leidenden Fahrzeuge abhängt.

Daß besonders für den Nachschub in Afrika selbst die Via Balbia von entscheidender Bedeutung ist, ergibt sich daraus, daß sie die einzige Straße mit festem Untergrund ist, die in Nordafrika die Städte und Oasen im Küstenraum von Tripolis bis Sollum in einer Länge von etwa 2000 Kilometern verbindet. Mit besonderer Sorgfalt pflegt Italien diesen Verkehrsweg, der ja erst eine wirkungsvolle zivilisatorische und kolonisatorische Durchdringung des langgestreckten Küstenstreifens möglich gemacht hat. Überall sind längs der Straße zahlreiche Kolonnen von Straßenarbeitern am Werk, um die Sicherheit des Verkehrs mit ihrer Arbeit zu gewährleisten. Ihre Arbeit dient nicht nur der Behebung der durch den starken Verkehr und durch die Feindeinwirkung bedingten Straßenschäden, ihr Kampf wendet sich vor allem auch gegen den Sand, der oftmals sehr große Verwehungen schafft, die den Verkehr sehr stark hindern, manchmal sogar lahmzulegen vermögen. Oft wird von seiner Gewalt und Stärke in wenigen Minuten die Arbeit von Stunden zunichte gemacht. Sturm und Sand als Verbündete sind Gegner, denen nur ein nie erlahmender Wille und der Einsatz großer Kräfte wirksam zu begegnen vermögen. Ständig patrouillierende motorisierte Streifen sorgen für die Sicherheit der Straße ebenso wie die zahlreichen Militärstationen längs dieser nordafrikanischen Lebensader.

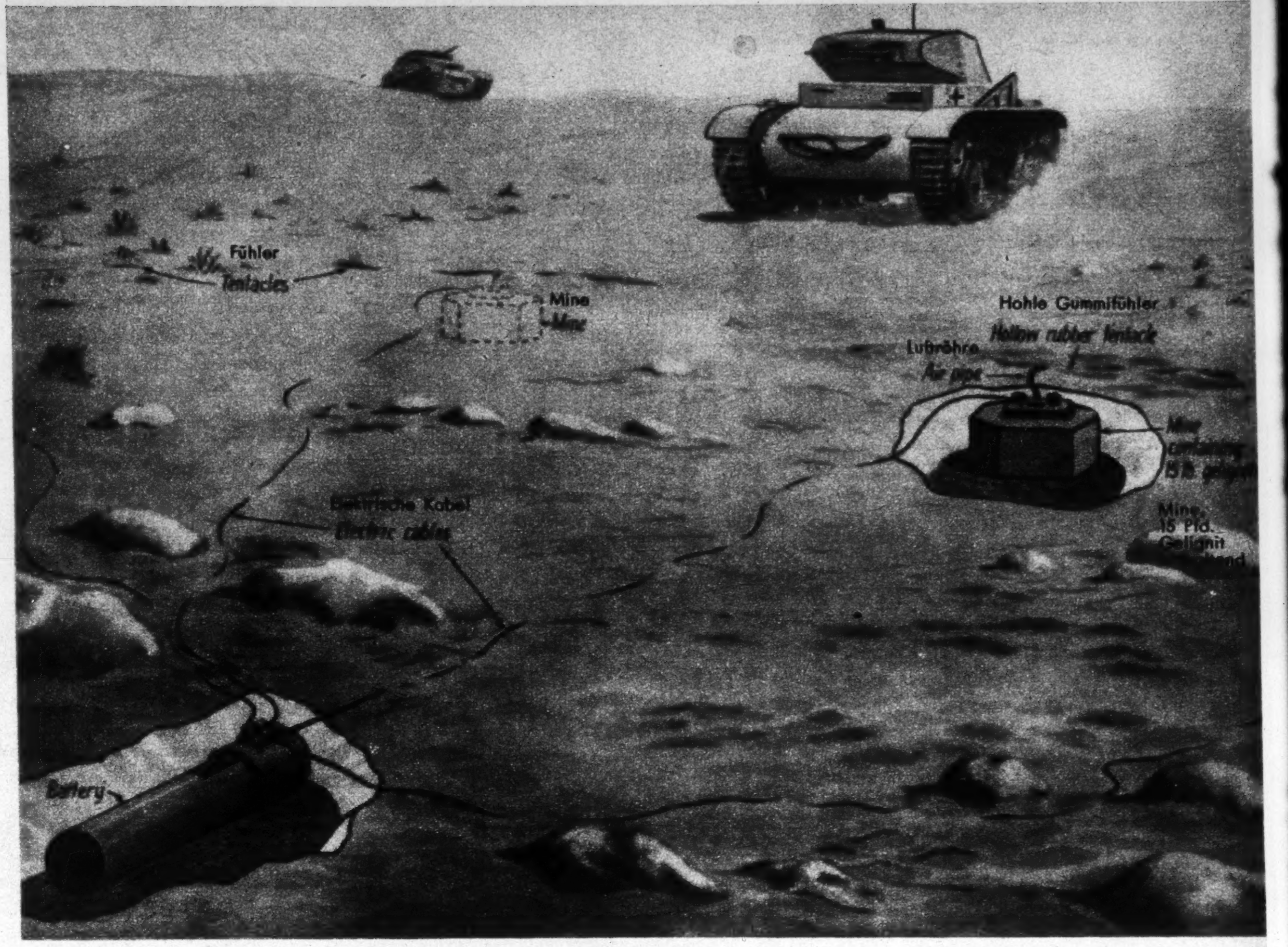
Es ist interessant, in den Tagesbefehlen der Briten, die vor und während ihrer letzten großen Offensive her-

ausgegeben worden sind, zu lesen. Fast durchweg ist in ihnen nur von den Deutschen die Rede. Die Italiener wurden von den Engländern als wesentlicher Faktor in diesem Kampf nicht einkalkuliert. Es war dies nicht nur ein material- und zahlenmäßiger Rechenfehler, der den Briten sehr teuer zu stehen kam, sondern auch eine Fehlkalkulation, die sich moralisch für die Engländer sehr ungünstig auswirkte. Auf Grund ihres schnellen Erfolges gegen Graziani im Dezember 1940 hatten sich die Engländer ein völlig falsches Bild von der Kampfkraft der italienischen Soldaten in Nordafrika gemacht. Sie zogen nicht in Betracht, daß Italien und Deutschland nicht nebeneinander kämpfen, sondern miteinander und als ein gemeinsames Ganzes in Kampf und Führung auftreten. Auch dort, wo italienische Verbände auf sich allein gestellt kämpften, haben sie Taten vollbracht, die den Engländern schwere Menschen- und Materialverluste kosteten. Es sei hier nur daran erinnert, daß deutsch-italienische Verbände über ein halbes Jahr gemeinsam den Ring um Tobruk bildeten und daß auch an der Sollum-Front deutsche und italienische Verbände lange Zeit hindurch Schulter an Schulter kämpften. Und auch der Halfaya-Paß wurde bei der großen Panzerschlacht im Juni 1941 von deutsch-italienischen Verbänden in einem wahrhaft heldenhaften Kampf gehalten. Die Taten der Infanteriedivision „Savoia“ bei Sollum und die der Panzerdivision „Ariete“ im Raum von Tobruk unterstreichen deutlich die starke Schlagkraft italienischer Einheiten. Auch die italienische Artillerie wird den Briten in wenig guter Erinnerung sein. Sicherlich haben die Briten das deutsch-italienische Verhältnis mit Maßstäben gemessen, die auf ihrer rein geschäftsmäßigen Basis des von ihnen gepflogenen Partnerverhältnisses in Krieg und Frieden beruhen. Für sie bedeutet ein Bündnis lediglich eine Koalition, bei der günstigstenfalls die Interessen abgewogen werden, bei der aber niemals versucht wird, ein inneres bindendes und gegenseitig sich verstehendes Verhältnis zu schaffen. Daß dies aber bei den deutsch-italienischen Streitkräften der Fall ist, ist wohl inzwischen auch nach außen hin deutlich zutage getreten. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß sich zwischen den deutsch-italienischen Streitkräften nicht nur ein gutes gegenseitiges Verhältnis gebildet hat, sondern daß auf dem Boden des monatelangen gemeinsamen Kampfes eine echte persönliche Kameradschaft der Kämpfenden untereinander und eine große Waffenkameradschaft gewachsen ist. Und so wie auch das Verhältnis der Soldaten untereinander ist, ist auch die kameradschaftliche Zusammenarbeit der Führung. Diese beiden Faktoren, die ein Waffenbündnis weit über eine reine militärische Koalition stellen, sind bestimmt entscheidend gewesen für den guten Ablauf der Operationen. Entscheidend ist aber auch gewesen, daß die deutsch-italienische Führung die eigene Kraft richtig eingeschätzt hat und konsequent daraus ihre Schlüsse zog und dadurch einer Übermacht standhalten und ihr noch schwerste Verluste zufügen konnte. Das Zusammenwirken der Wehrmachtteile und das Zusammenspiel der deutsch-italienischen Kräfte zu Lande, zu Wasser und in der Luft verdient als ein wichtiger Bestandteil der erfolgreichen Kampfführung hervorgehoben zu werden.

Eine Frage, die oft aufgeworfen wird, ist die: „Ist der Kampf in Afrika oder der im Osten schwerer?“

Darauf eine gültige Antwort zu geben, ist sehr schwer. Man kann die beiden Fronten nicht vergleichen, weil sie so sehr verschieden sind. Und doch haben sie bei aller Gegensätzlichkeit viel Gemeinsames, nur eben mit verschiedenen Vorzeichen. Die Abwehrschlacht des vergangenen Winters im Osten bei einer Kälte von teilweise 40 und 50 Grad hat ebenso keine Parallele wie die Kämpfe in der Wüste bei Sandsturm oder einer Hitze von 50 und 60 Grad. Der seelischen Belastung des Soldaten in Afrika, der er durch den monatelangen Aufenthalt in reinen Wüstengebieten ausgesetzt ist, steht die seelische Belastung der Kameraden an der Ostfront gegenüber, die durch das Erlebnis des Niederdrückenden und Negativen dieses Landes bedingt ist. Der in Afrika kämpfende Gegner ist zweifelsohne in seinen Kampfformen soldatisch anständiger als die vertierten Horden des Bolschewismus im Osten. Gemeinsam aber haben diese beiden Fronten eines: sie haben unter den ungewohntesten Bedingungen Härte und Standhaftigkeit und unverwüstliche Angriffskraft bewiesen. Ihre Haltung wird, mehr als anerkennende Worte und das Abwägen von Schwer und Leicht es tun könnten, durch ihre Leistungen selbst geadelt.

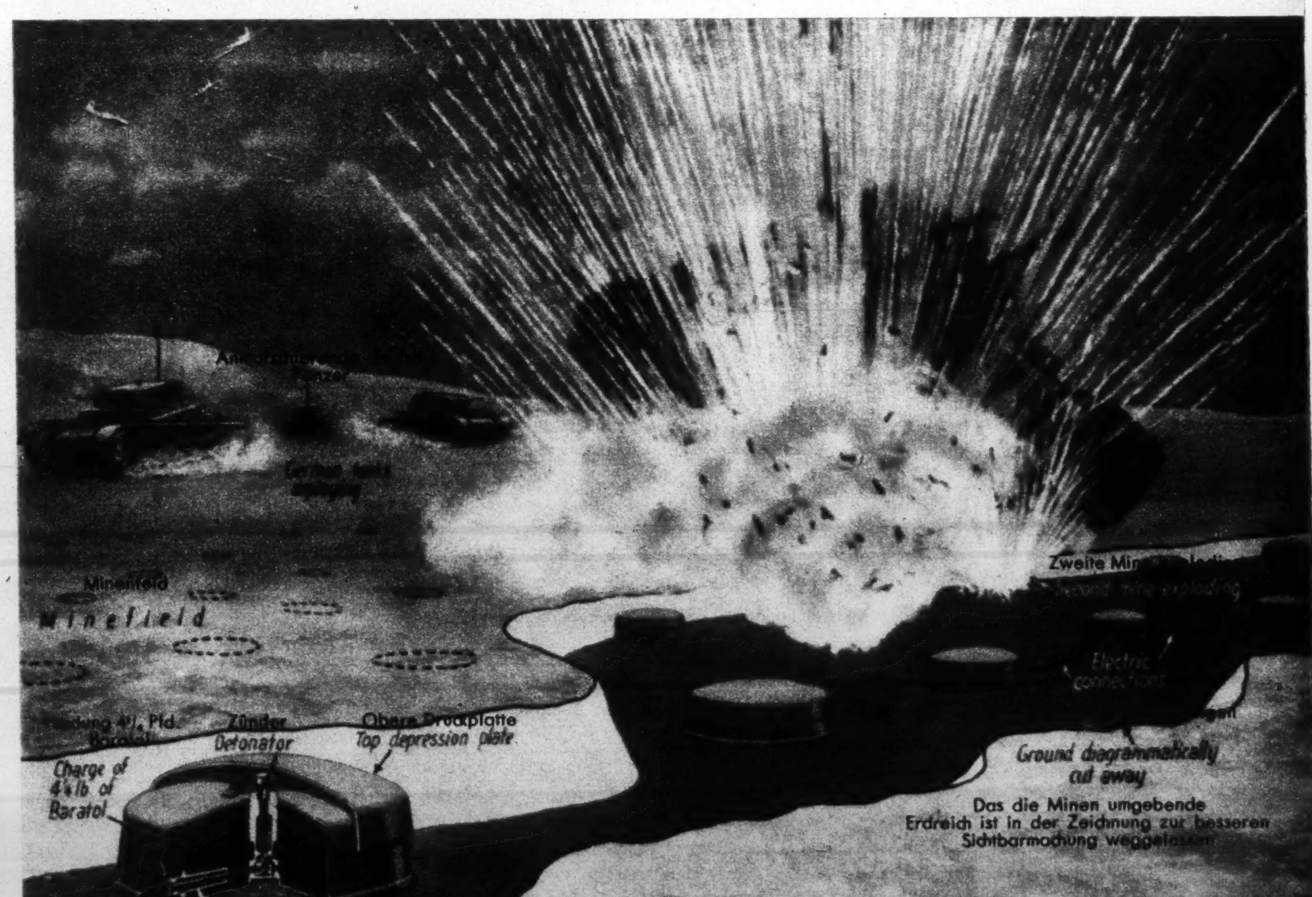
Man kann den Leistungen der Soldaten nur gerecht werden, wenn man sie von der menschlichen Seite her betrachtet und würdigt. Denn nur aus dem menschlichen Wert, der die Grundlage der militärischen Leistung ist, wächst die soldatische Haltung. Sie aber ist die Grundlage eines Heldentums, das an beiden Fronten in seiner Art vorbildlich ist.



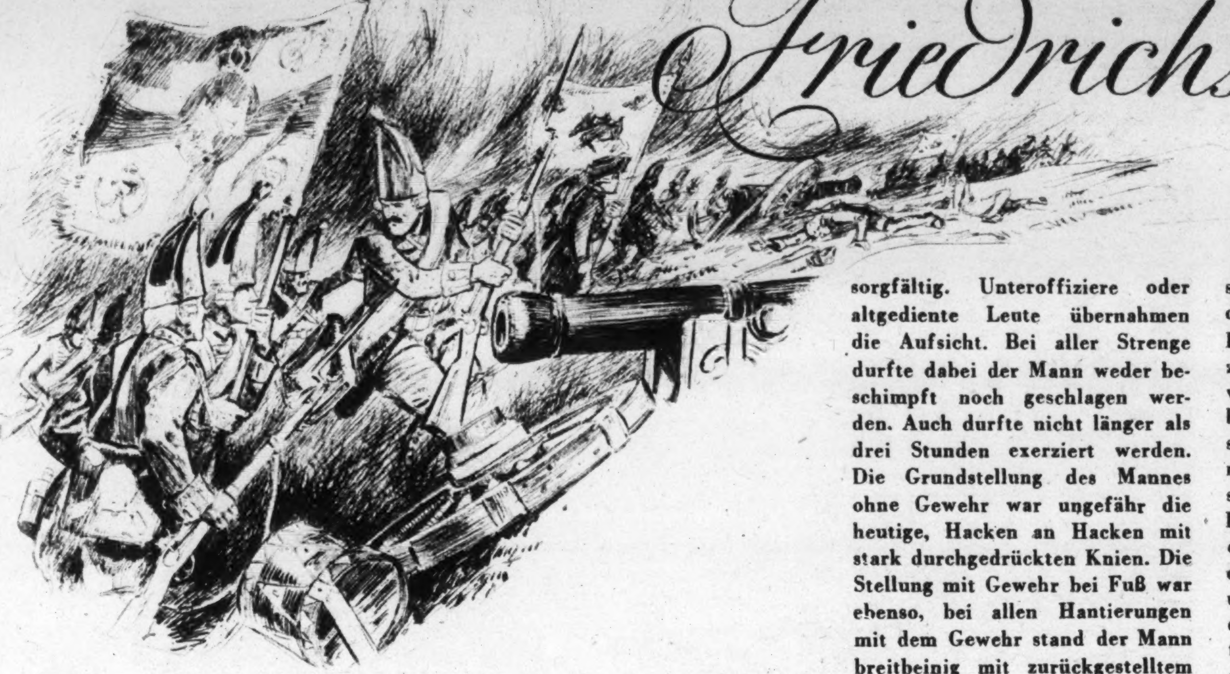
Sie sollten Rommels Vormarsch aufhalten! *Im Wüstenkrieg spielen Minen eine ganz besondere Rolle. Durch sie wurden weite Gebiete in der westlichen Wüste für beide Parteien sehr gefährlich gemacht. Die englische Zeitschrift „The Sphere“, der auch unsere beiden Bilder entnommen sind, stellt dazu fest, daß die Verteidiger von Tobruk „während der Belagerung dieses Bollwerkes Minenfelder verwendeten“, und daß Generaloberst Rommel von ihnen Gebrauch machte, „um das Vorrücken der englischen achten Armee aufzuhalten“. Die gleiche Absicht hatten auch die Engländer bei den Operationen Rommels. Ohne Erfolg — wie die Tatsachen gezeigt haben, denn Generaloberst Rommel ließ sich auch durch die englischen Minenfelder nicht in seinen Plänen behindern.*

Oben: Die neue elektromagnetische Mine der Engländer, die (nach den Angaben von „The Sphere“) den deutschen Panzerkolonnen in der westlichen Wüste schwer zu schaffen machen sollte. — „Die Gummifühler der Mine senden beim Zusammenpressen einen Luftstrom zur Zündvorrichtung. Durch ein geheimgehaltenes Verfahren wird sodann die Ladung durch einen schwachen Strom aus der Batterie entzündet. Vier oder fünf solcher Minen sind zusammen angeschlossen. Die Fühler ermöglichen es, eine größere Bodenfläche zu bedecken. Bei der praktischen Anwendung sind sowohl die Drähte als auch die Fühler besser verborgen und verdeckt, als es hier auf dem Bilde gezeigt wird.“ („The Sphere.“)

Unten: So werden die englischen Land- oder Anti-Tankminen ausgelegt und zur Explosion gebracht, wenn der feindliche Panzer das Minenfeld überquert: „Ähnlich den deutschen ‚Tellern‘ werden die englischen ‚Pfannkuchen‘ in großer Menge in der Wüste verwendet. Sie werden entweder durch direkte Berührung (d. h. durch Druck auf die Deckplatte) oder elektrisch gezündet. Manchmal werden mehrere mit Drähten zusammen verbunden. Die Ladung wird durch die Kontaktmethode zur Entzündung gebracht. Sie besteht aus vierundeinviertel Pfund hochexplosiven Sprengstoffs.“ („The Sphere.“)



Friedrichs Grenadiere



Für die Heimat zu kämpfen, galt unseren Vorfahren als höchste Mannesehre. Für den eigenen Hof, für den Raum der Sippen, für das Gebiet des Herzogs zog der Germane freudig das Schwert. Auch für das größere Reich der Deutschen hatte er schon gekämpft, aber das war in diesen Jahren um 1700, die wir jetzt betrachten wollen, schon wieder fast wie eine Fabel aus fernen Zeiten...

Das Preußen zu Beginn der Regierung Friedrichs des Großen bestand erst seit knapp hundert Jahren, und das Heimatbewußtsein entwickelte sich erst langsam zur Vaterlandsliebe. Darum dürfen wir uns nicht wundern, daß für die Armee immer noch zwei Drittel der Mannschaften gepreßte Söldner waren. Nur ein Drittel waren Landeskinder; der Adel Deutschlands stellte die Offiziere. Bei solcher ungleichen Zusammensetzung mußte natürlich die Disziplin streng sein; auch Friedrich ging nicht von harten Strafen und vom Spießrutenlaufen ab. Wenn ein Posten einen Fremden ins Feldlager einließ, so kostete das zwanzigmal Spießrutenlauf durch die Gasse von 200 Mann. Wer sich aus dem Lager und außerhalb der Linie der Vorposten begab, der wurde als Deserteur gehängt.

Unerhört hart mußte auch die Disziplin in der Truppe sein, weil die Heere damals stets in geschlossenen Körpern auftraten und kämpften und darum in ganz klaren eingedrillten Begriffen denken mußten. Gerade aber wegen dieser Geschlossenheit von Handeln und Denken und wegen des umständlichen Waffengebrauchs gab es eine Unzahl von Kommandos. So allein neununddreißig beim Abfeuern der Gewehre.

Grundstellung, Gehen, Stehen, Grüßen...

Bei dem völligen Fehlen jeglicher inneren Bindung mußte Friedrich seine „Kerls" beim Eintritt in die Armee körperlich und geistig völlig von Grund auf wandeln. Schon von seinem Vater her kannte er die segensreichen Folgen des preußischen Drills, gegen den er sich selber so sehr gesträubt hatte. Wir Heutigen lesen all diese Dinge in Friedrichs eigenhändigem „Reglement vor die Königl. Preußische Infanterie, worin enthalten die Evolutions, das Manual und die Chargierung und wie der Dienst im Feld und in der Garnison geschehen soll", entstanden 1743, also gleich nach dem ersten Schlesischen Krieg.

Die Einzelausbildung war damals wie heute höchst sorgfältig. Unteroffiziere oder altgediente Leute übernahmen die Aufsicht. Bei aller Strenge durfte dabei der Mann weder beschimpft noch geschlagen werden. Auch durfte nicht länger als drei Stunden exerziert werden. Die Grundstellung des Mannes ohne Gewehr war ungefähr die heutige, Hacken an Hacken mit stark durchgedrückten Knien. Die Stellung mit Gewehr bei Fuß war ebenso, bei allen Hantierungen mit dem Gewehr stand der Mann breitbeinig mit zurückgestelltem rechtem Fuß. Auch die Wendungen waren die gleichen wie heute.

Der Schritt des Mannes war raumgreifend, aber zunächst langsam. Wir können das ja heute noch hören, wenn wir die alten Märsche und Soldatenlieder aus der Zeit des Großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelms I. vernehmen. Schon am Takt des „Fridericus Rex" merken wir, wie sich unter Friedrich dieser Schritt beschleunigt hat; tatsächlich erzog Friedrich seine Armee dahin, daß sie statt 75 oder 80 bis auf 150 Schritt in der Minute kam. Er ließ seine Leute sogar kurze Strecken laufen, so daß seine Kompanien doppelt so schnell marschierten wie die des Gegners. Auch die Disziplinierung der Truppe durch Gleichschritt und Parademarsch ließ er sich nicht entgehen.

Das Exerzieren im Verband, im Zug, in der Kompanie, im Bataillon und Regiment brachte dann wieder neue Schwierigkeiten, in der Hauptsache durch die Verlängerung der Linie. Die Linien mußten aber unbedingt Fühlung halten und durften auf der ganzen Länge nicht über zwei Schritte auseinanderbleiben, weil sonst die feindliche Kavallerie beim Abreißen der Fühlung dort eingedrungen wäre und alles in Verwirrung gebracht hätte. Besonders viel zu laufen, vor und hinter die Linie zu springen hatten Offiziere und Unteroffiziere, weil sie beim Vorgehen auf Lücke vorausgehen mußten, beim Feuern sich aber vorsehen mußten, um nicht vom eigenen Feuer getroffen zu werden. Das ergab natürlich unendliche Mühe und zahlreiche Kommandos.

Neununddreißig Kommandos für einen Schuß!

Für das Feuern in der Kampflinie erfand Friedrich eine besondere Einteilung seiner Bataillone durch die Pelotons. Darunter ist eine Teilung des Bataillons in Einheiten von immer hundert Mann Stärke zu verstehen, die nebeneinander standen und über die Kompanieeinteilung hinweggriffen.

Diese Pelotons feuerten nach genauen Kommandos, und zwar der Reihe nach, je nach den Umständen von rechts oder links angefangen. Der Sinn dieses Feuerns war die Erschütterung des Gegners, war der Schock durch das Feuer aus hundert Gewehren, selbst wenn die Kugeln nur selten trafen.

Denn die Gegner standen meist so weit auseinander, daß bei den nicht gezogenen Läufen und der ungleichen Pulvermenge, vor allem durch das schlagartige Kommando oder den Pfiff, ein Zielen und genaues Treffen kaum möglich war. Dennoch war es ein Unterschied, ob sich zwanzig Schüsse in der gleichen Sekunde lösten oder nacheinander gegen die feindlichen Linien abgefeuert wurden. Als Erfolg dieses Feuerns war auch nicht zu erwarten, daß die Front sofort zusammenbrach, sondern daß ihre Ordnung erschüttert wurde, so daß sie für die Kavallerie und den Nahkampf mit dem Bajonett vorbereitet war.

Eine andere Art des Feuerns war der Schuß in Rotten zu je sechs Mann, die beim Schuß dann fünf Schritt vorgingen, um bei der Enge der Linie Bewegungsfreiheit nach den Seiten zu gewinnen. Dann liefen die sechs Mann zu ihrem alten Platz, während die beiden nächsten Rotten das Feuer weiterführten. Eine besondere Sicherung der Kampflinie, zugleich eine Feuerreserve bildete die erste Reihe jedes Pelotons, deren Männer sich zu Beginn eines Reiterangriffes oder des Nahkampfes auf beide Knie niederwarfen und das Gewehr auf den Boden stemmten, nachdem sie den Schuß gelöst hatten. Auf diese Reihe aufgestellter Bajonette mußte die Kavallerie dann aufrennen; es sollte die Wirkung spanischer Reiter oder unserer heutigen Drahtverhaue damit erzielt werden.

Das Einexerzieren des Schießens war eine Sache für sich und nahm den größten Teil der Ausbildung in Anspruch. Kein Wunder — waren doch die Gewehre damals ungefüge Knüppel nach unseren Begriffen. Man schoß mit dem Steinschloß, mußte das Pulver auf die Pfanne und den Rest der Ladung aus der Patrone in den Lauf ausschütten, dann die Kugel mit dem abdichtenden Pfropfen herunterstoßen, das Ganze mit dem Ladestock feststampfen — nun erst konnte man das Gewehr zum Schusse heben. Geschossen wurde grundsätzlich von den Schultern freihändig. Schießen im Knien oder Liegen oder aufgelegt gab es nicht.

Wegen dieser Unhandlichkeit des Gewehrs und wegen der strengen Feuerdisziplin in der Gefechtsreihe mußte auf dem Exerzierplatz eine Flut vom Kommandos jede einzelne Bewegung der Soldaten regeln, damit es keine Pause oder Lücke gab.

Nicht weniger als 109 einzelne Bewegungen gehörten zu einem vollständigen Schuß. Diese Tempi verteilten sich auf etwa 39 Kommandos, die natürlich im Felde wegfielen, die aber dem Mann so eingedrillt werden mußten, daß er automatisch und in schnellster Folge alle Bewegungen machte, um mit allen Kameraden zugleich fertig zu sein.

Wegen der Schwierigkeiten des Schießens und Treffens kam der stets praktisch denkende König sogar auf den Gedanken, auf das Schießen weitgehend zu verzichten und den Kampf möglichst bald mit dem Bajonett ausmachen zu lassen. Besonders das „Regiment Kronprinz" hatte sich auf diese Kampfweise umstellen müssen.

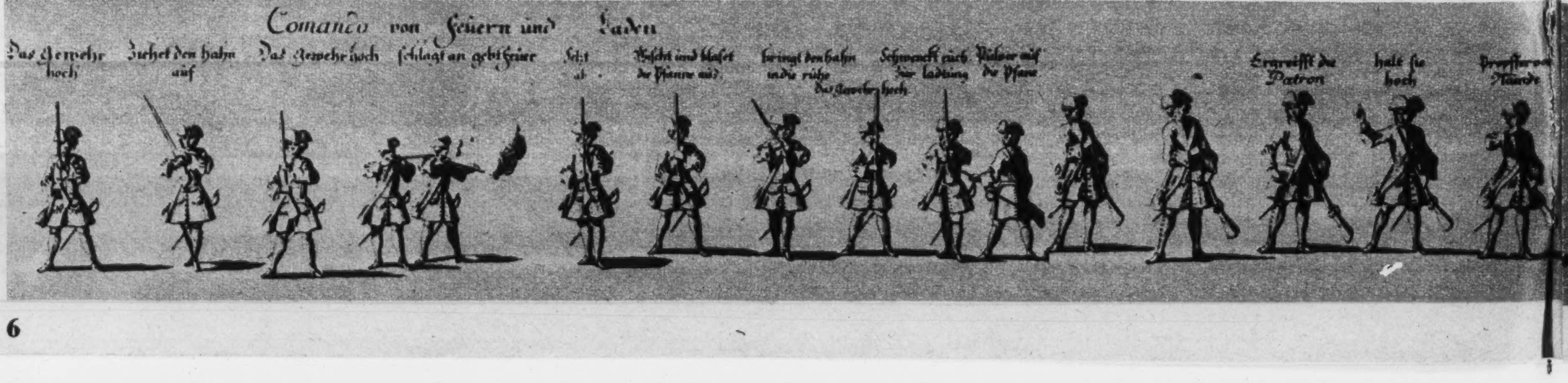
Der Ehrentag des preußischen Drills — Leuthen 1757

Eine Schlacht nach dem Herzen des Königs, zugleich der Beweis, wie gut diese Ausbildung seiner Armee gegenüber den anderen Heeren Europas waren, war der Tag von Leuthen.

Nach des Königs eigenem Bericht kann man den Weg seiner Infanterie in ihrer Glorie verfolgen Hinter einer Vorausabteilung von 60 Reiterschwadronen und zehn Bataillonen folgte die Hauptarmee in vier nebeneinander marschierenden Kolonnen, die Infanterie in den beiden mittleren Kolonnen, in den beiden äußeren die Kavallerie und Artillerie.

Die Vorausabteilung traf vor dem Dorf Borne auf eine feindliche Kavallerielinie, die rechts an ein Gehölz angelehnt war. In dieses Gehölz legte der König die vorausmarschierenden zehn Bataillone als Sicherung. Dann stürzte sich die inzwischen aufmarschierte gesamte preußische Kavallerie, die unter Ziethen und Seydlitz focht, auf ihren Feind und warf ihn auf die österreichische Infanterie zurück. Jetzt sah der König den Feind drüben aufmarschiert, und nun faßt er

Infolge der Unhandlichkeit des Gewehrs und der strengen Feuerdisziplin in der Gefechtsreihe nahm das Einexerzieren des Schießens den größten Teil der Ausbildung in Anspruch. Eine Flut von Kommandos regelte jede einzelne Bewegung des Soldaten. Unser Bild vom „Feuern und Laden", eine zeitgenössische Darstellung, gibt einen Begriff von den Mühen, die das Exerzierreglement dem Soldaten auferlegte



im Feuer

DIE AUSBILDUNG DAMALS UND HEUTE

seinen kühnsten Entschluß; er wird ihn in schräger Linie auch diesmal von der Flanke angreifen.

Er ließ also die beiden Infanteriekolonnen eine Viertelschwenkung nach rechts machen und in einer vom Gegner nicht einzusehenden Bodensenke die ganze Armee in der linken Flanke des Feindes aufmarschieren. Wedel gelangte mit seinen zehn Bataillonen vom äußersten linken Flügel her auf den äußersten rechten und sollte hier den Angriff eröffnen. Zu seiner Unterstützung wurden 20 Zwölfpfünder-Geschütze auf einer Höhe gegenüber dem Kiefernberg postiert. Den linken preußischen Flügel schloß der Brigadegeneral von Manstein, der schon zweimal durch zu voreiliges Losstürmen bei Prag schweren Schaden und bei Kolin die Niederlage verursacht hatte. Friedrich wollte sich vor einer Wiederholung solchen Kummers schützen und wandte hier zum erstenmal die Leitersprossenaufstellung an, indem er in Bataillonsstaffeln vorrücken ließ,

In dem jungen preußischen Staat wuchs die Vaterlandsliebe erst nach und nach aus dem bodenständigen Heimatbewußtsein heraus. Darum war auch die Armee noch zum größten Teil auf Söldner angewiesen. Nur strengste Disziplin konnte diese bunt zusammengesetzte Truppe zusammenhalten. Friedrich I. ging deshalb auch nicht von den herkömmlichen harten Strafen ab. Unsere aus dem Jahre 1726 stammende Darstellung zeigt die Anwendung der Militärstrafen. (Im Vordergrund die Gasse für das Spießrutenlaufen)

Aufnahmen: Historischer Bilderdienst

in der jedes Bataillon zwanzig Schritt hinter dem rechts von ihm stehenden zurückfiel, so daß der äußerste linke Flügel zuletzt tausend Schritt hinter dem äußersten rechten Flügel zurück war. Die Bataillone führten die ungewohnte Aufstellung exakt durch. Gleichzeitig schlug Ziethen die feindliche Flügelkavallerie. Wedel griff nun über die Flanke der Österreicher herum, um ihnen in den Rücken zu kommen. In dieser Lage versuchten die Österreicher, ihren linken Flügel im heftigen Feuer um 90 Grad zu drehen. Dies mußte zu völliger Verwirrung führen, das nützte die preußische Kavallerie aus. Die Schlacht wurde zur Vernichtungsschlacht.

So war es damals — wie ist es heute?

Den Sieg entschied die Arbeit auf dem Kasernenhof, entschied die genaue Einhaltung aller gelernten Bewegungen in geschlossenen Aufstellungen.

Dicht gedrängt stehen die Kampflinien und erwarten den Angriff. Pausenloses Feuer aus den unhandlichen Gewehren schlägt dem Feind entgegen — für die damalige Zeit eine unerhörte Leistung. Es ist die Frucht einer unerbittlich genauen und harten Ausbildung auf dem Kasernenhof.

Die Weiterentwicklung der Feuerwaffen erzwang in der Folgezeit die heute für unsere Taktik so kennzeichnende „Leere des Kampffeldes". Gleich blieb der Auftakt zum Kampfe, der Feuerüberfall. Doch diese Feuerunterstützung ist, verglichen mit der zu Friedrichs Zeiten, so stark, daß der Feind nicht nur moralisch erschüttert ist. Gleich blieb auch das Ziel des Angriffs, die Vernichtung des Feindes und die Besetzung seiner Stellungen durch die Infanterie.

Heute wie damals entscheidet der Infanterist im Nahkampf die Schlacht.

Gleich blieb auch die erste Ausbildung des Rekruten, die Ausbildung auf dem Kasernenhof. Dann aber kommt der junge Soldat in jene Schule, wo er im Gelände all das lernt, was seine Lehrer im Kampfe erdacht und erprobt hatten, im Weltkrieg, in Spanien und in den Feldzügen seit 1939. Von Stufe zu Stufe ansteigend, wird er mit allen Gegebenheiten des Schlachtfeldes vertraut gemacht.

Lernten Friedrichs Soldaten schneller schießen, in geschlossener Schlachtlinie schwenken und kämpfen, so lernen unsere Soldaten alle Möglichkeiten des Einzelkämpfers auszunützen, der den Auftrag kennt und mit allen seinen Fähigkeiten mithilft, diesen zu erfüllen. Sein Führer weist ihm den Weg dazu, ohne ihn in eine geometrische Ordnung zu zwängen.

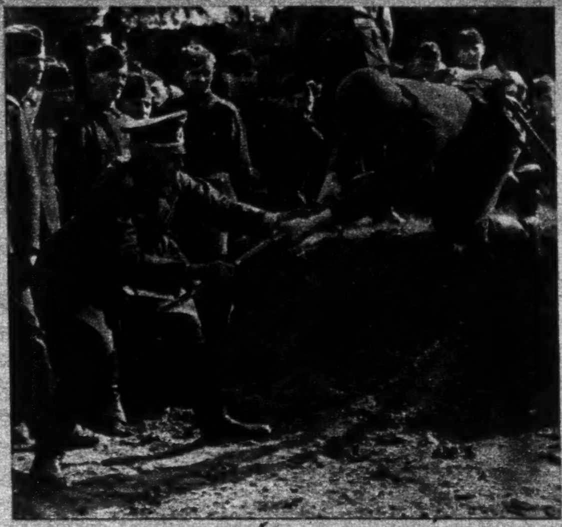
Prägte zu Friedrichs Zeiten der Kasernenhof das Gesicht des Schlachtfeldes, so prägt heute das Schlachtfeld das Gesicht der Ausbildung.

Wir bilden die Bedingungen des Feldzuges möglichst wirklichkeitsgetreu in der Heimat nach. Es ist gegen damals eine neue Art, den Soldaten kampfreif zu machen in der Geländeausbildung, im Gefechtsschießen und schließlich auf dem Truppenübungsplatz. Dort erhält der junge Soldat ein Bild von der harten Wirklichkeit der modernen Schlacht.

Was machst Du, wenn...?

In Folge 7 veröffentlichten wir erstmalig vier Arten soldatischer Abwehr nach den Erfahrungen des Judo-Sportkampfes, die besonders dem Infanteristen wertvolle Hinweise gaben. Wir folgen dem Wunsch aus zahlreichen Zuschriften, fortlaufend weitere Abwehrgriffe zu zeigen, die überall praktisch geübt werden können

Was machst du, wenn ein Gegner auf der Grabenkante auftaucht, mit dem Bajonett nach dir sticht, während du im Augenblick deine Waffe nicht gebrauchen kannst?



Du drehst deinen Körper aus der vermutlichen Schuß- oder Stoßrichtung und versuchst, blitzschnell das Gewehr des Gegners mit beiden Händen zu erfassen und . . .

. . . ziehst den Gegner zu dir in den Graben hinab, wobei du möglichst dessen Bajonett in den Erdboden leitest

Den am Boden liegenden Gegner kannst du nun unschädlich machen, da er seine Waffe für den Augenblick nicht gebrauchen kann. Entscheidend ist das Überraschungsmoment, der blitzschnelle Zugriff und die Ausnutzung des natürlichen Schwunges des Stürzenden

Aufnahmen: Funker Hartmann

Zerrissene Haufenwolken. Sie sind aus Schichtwolken entstanden, die Nieselregen brachten. Aber dann ist die Bewölkung aufgerissen und hinter den Wolken der blaue Himmel erschienen

Wie die Wolken … so das Wetter

KLEINES KAPITEL WETTERKUNDE FÜR DEN SOLDATEN

Von Leutnant DR. RÜTSCHKE

Wenn wir vormarschierten, wenn wir stundenlang im Sonnenglast oder in der eisigen Kälte klarer Wintertage über die Straßen ins Unbekannte zogen, froh, daß der Boden trocken und hart war, daß unsere Fahrzeuge gut vorwärts kamen und daß uns das Marschieren leicht fiel, dann haben wir, sobald sich irgendwo am Horizont drohende Wolken zeigten, gefragt: „Na, wird es sich noch 'ne Weile halten oder wird es Regen und Sturm geben . . .?“

Zu Hause hätten jene von uns, die nicht gerade von Berufs wegen vom Wetter abhängig waren in ihrem Schaffen, sich darüber nicht groß den Kopf zerbrochen, aber hier draußen bewegte uns alle die gleiche Frage. Denn das Wetter konnte unser Freund oder unser Feind sein. Wir waren zwar nicht von ihm abhängig, aber es tat uns keinen guten Dienst, wenn es uns seine Widrigkeiten, Regen oder Schnee, Wind oder Sturm, entgegenschickte.

„Was werden wir heute wohl für ein Wetterchen bekommen?“ Wie oft ist so gefragt worden, wenn wir in der Frühe des Morgens aufbrachen, noch ehe die Nacht ihre dunklen Schleier weggenommen hatte.

Es gab dann meistens immer in der Kompanie einen, der sich auskannte, und auf ihn hörte man. Wir lachten nicht über seine „Prophezeiungen“, weil wir wußten: so wie er's sagt, trifft es ein! Er war einer von den Kameraden, die von Kind auf mit der Natur leben und ihre Gesetze kennen; er kannte die Namen und Eigenschaften der Pflanzen am Wegrand und konnte mit einem Blick auf den nächtlichen Sternenhimmel Richtung und Weg anzeigen. Ihm waren Wolken und Winde vertraut, weil er mit ihnen als Bauer, Gärtner oder Jäger zu rechnen hatte.

Unsere in Lappland und Karelien kämpfenden Kameraden haben auf diesem Gebiete unter ihren Waffenbrüdern, den alten finnischen Grenzjägern, noch größere Entdeckungen gemacht. Sie, die von Kindesbeinen an in Gottes freier Natur leben und als Fischer, Holzfäller oder Fellsammler ihr Leben fristen, konnten mit bewundernswerter Genauigkeit, wenn sie Wolken und Wind geprüft hatten, das kommende Wetter voraussagen.

Das Erringen von Erfolgen hängt, wie die Kriegsgeschichte an vielen Beispielen lehrt, oft von der geschickten Ausnutzung der vorhandenen und zu erwartenden Witterungsverhältnisse ab. Das richtige Erkennen und Deuten des Wetterbildes ist für den Soldaten darum besonders wichtig. Ganz gleich, bei welcher Waffe er steht, ob er Infanterist oder Artillerist ist, ob er zu Fuß weite Strecken zurücklegen muß, auf Panjefahrzeugen fährt oder einer motorisierten Einheit angehört. Immer wird die Leistung und die Kampfkraft durch das Wetter beeinflußt.

Man braucht kein Prophet und kein großer Meteorologe zu sein, um solche Beobachtungen anzustellen und daraus Schlüsse zu ziehen. Die Natur selbst hilft uns und weist uns den einfachsten Weg. Man muß nur die Augen offen halten und beobachten können.

Die Wolkengebilde am Himmel geben auf die kommende Wetterentwicklung die besten Hinweise. Sie sind das Barometer des Naturmenschen, sie zeigen uns, ob wir mit katastrophalen Wetterveränderungen rechnen müssen oder ob uns weiterhin ein klarer Himmel beschert bleibt.

Jeder von uns hat beobachtet und festgestellt, daß sowohl die Form als auch die Höhe und Geschwindigkeit der Wolken an den einzelnen Tagen unterschiedlich sind. Die Wolke ist kein festes Gebilde. Sie ändert sich ständig, indem sie sich neu bildet und wieder vergeht. Die hohen und mittleren Wolken bilden sich durch das Eindringen anderer Luftmassen in die vorhandene. Die tiefen Haufenwolken entstehen durch Verdichten der Luftfeuchtigkeit in der aufsteigenden und sich dabei abkühlenden Luftmasse. Dieser Vorgang ist jedem Segelflieger als „Thermik“ bekannt.

Die höchsten Wolken sind die Zirruswolken, die der Volksmund auch als „Federwolken“ bezeichnet. Die Formen dieser meist weißen Wolken, die keinen Schatten aufweisen, sind mannigfaltig. Verschlungene Fäden, Büschel, Bänder, Federn, Haken oder Schleier können beobachtet werden. Sie liegen in etwa sechs bis neun Kilometer Höhe und sind Eiskristallwolken. Vor Sonnenuntergang und nach Sonnenuntergang färben sie sich oft gelb oder lebhaft rot.

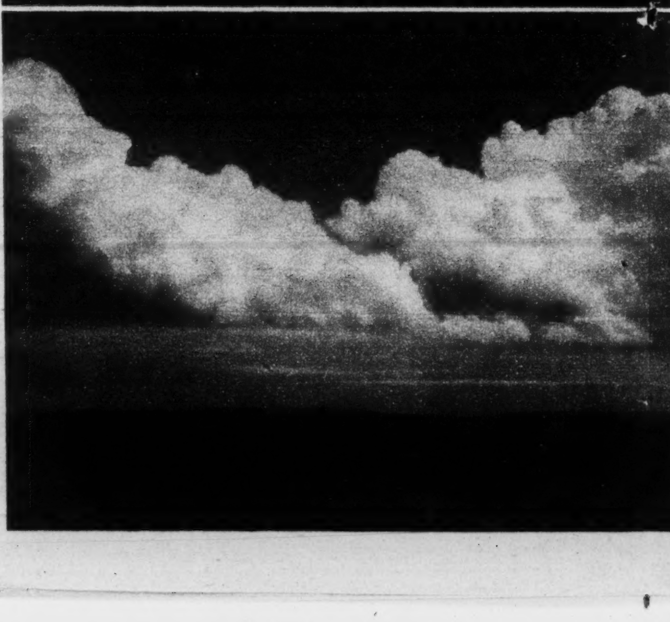
Angesichts dieser Wolken würde der Kundige gleich wissen, wie das Wetter wird. Denn das Aufziehen dieser hohen Wolkenart von Westen in Form eines dichten Schleiers kündet an, daß eine Störung, ein Schlechtwettergebiet, naht. Nach wenigen Stunden ent-

Zirruswolken mit Haken, Bändern und Büscheln in etwa 9000 Meter Höhe. Zieht diese hohe Wolkenart von Westen in Form eines dichten Schleiers herauf, so ist mit einer Störung, einem Schlechtwettergebiet zu rechnen

Federhaufenwolken, auch Schäfchen- und Lämmerwölkchen genannt, in etwa 6000 Meter Höhe. Auch bei ihrem Auftreten ist wie bei den anderen Zirruswolken eine Wetterstörung in Aussicht

↑ Hohe Haufenwolken in etwa 4000 Meter Höhe. Aus ihnen kann geringer Niederschlag fallen

Hohe Haufenwolken in Wogenform. Die hohen Schicht- und Haufenwolken bestehen nicht aus Eiskristallen, sondern aus ↓ feinen Wassertropfen



Hohe Schichtwolken in etwa 5500 Meter Höhe. Der Niederschlag, der aus ihnen fällt, erreicht oft nicht die Erde, da die Wassertropfen bereits unterwegs verdunsten

Schichthaufenwolken in 2000 Meter Höhe. Aus solchen Wolken fällt ein feiner, dichter Regen mit hoher Tropfenzahl ↑

Regenwolke in 1500 Meter Höhe. Aus ihr fällt anhaltender Regen oder im Winter Schnee ↓

stehen zumeist mittlere und tiefe Wolken und schließlich regnet oder schneit es.

Treten nur vereinzelt Büschel oder Fäden auf, die an Menge nicht zunehmen, so ist für die nächsten zwölf Stunden mit keiner Wetteränderung zu rechnen.

In den mittleren Höhen (2000 bis 6000 Meter) gibt es die hohen Schicht- und Haufenwolken mit vielen Variationen, die die Wissenschaft Altostratus und Altokumulus nennt. Sie bestehen nicht aus Eiskristallen, sondern aus feinen Wassertropfen. Ihre Form ist sehr wechselhaft. Man kann flockige, mehr oder weniger zerrissene Haufenwolken bis zu mächtigen, stark quellenden Wolken beobachten, die wie Zinnen eines Turmes aussehen. Hohe Schichtwolken lassen die Sonne nur ganz matt durchscheinen oder verdecken sie sogar vollständig. Aus diesen hohen, faserigen Schichtwolken kann geringer Niederschlag fallen, der aber oft die Erde nicht erreicht, weil die Tropfen bereits „unterwegs", also noch hoch oben in der Luft, verdunsten. Jeder hat diese Verdunstung schon hin und wieder beobachten können, wenn er am Himmel von der schweren Wolke ausgehende Fallstreifen, die wie ein Vorhang über den Himmel hängen, sah.

Feiner, dichter Regen mit großer Tropfenzahl, also der sogenannte „Nieselregen", wird immer dann fallen, wenn sich am Himmel tiefe Schichtwolken zeigen, die eine maximale Höhe von 2000 Meter erreichen. Diese Schichtwolke ist eine gleichmäßige, nebelige Wolkenschicht, die je nach ihrer Mächtigkeit hell oder dunkel erscheint. Der Wetterkundige spricht oft von ihrem trockenen oder nassen Aussehen.

Wetterbesserung tritt ein, wenn die Schichtwolke zerreißt, das heißt, wenn sie sich auflöst. In der Regel erscheint darüber dann der blaue Himmel. Die restlichen, zerrissenen Schichtwolken werden mit Fraktokumulus, d. h. zerrissene Haufenwolken, bezeichnet.

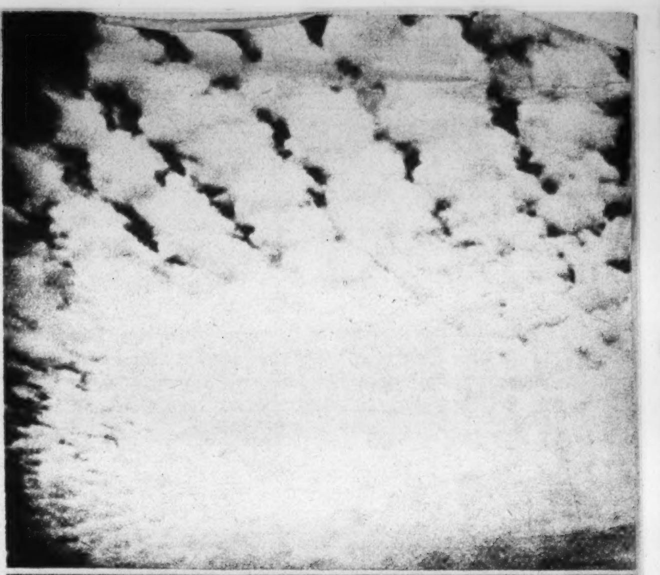
Aus Schichtwolken, die sich durch das Zusammenfließen tiefer, zerrissener Wolken bilden, fällt anhaltender Regen oder im Winter Schnee. Diese bis höchstens 1500 Meter hohen Regenwolken sehen fast gleichmäßig dunkelgrau aus.

In den Vormittagsstunden entstehen bei ruhiger Luft nach sternenklarer Nacht, durch aufsteigende Luftströme verursacht, zuerst kleine, dann aber mächtig anwachsende Haufenwolken oder Cumuli. Die Merkmale dieser Wolken sind scharfe Unter- und Obergrenzen mit gleichmäßigem Aufbau ohne faserige Struktur. Der Wetterkundige weiß, daß im allgemeinen bei dieser Wolkenart nur selten und nur bei mächtiger Entwicklung der Haufenwolken schwacher Niederschlag fällt.

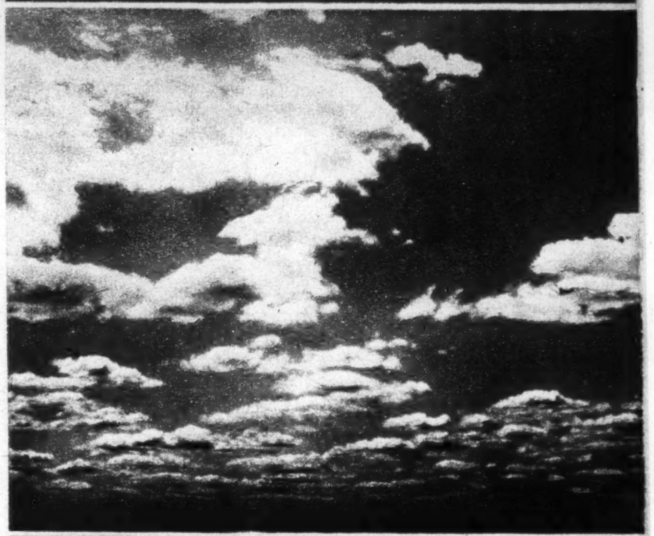
Schönes Wetter künden die im Volksmund bekannten „Schönwetterwolken" an, das heißt die abgeplatteten Haufenwolken, ohne große Höhenentwicklung. Niederschläge treten bei dieser Wolkengattung nicht auf.

An schönen, warmen Tagen türmen sich mächtige Haufenwolken auf mit starker vertikaler Entwicklung, die, wenn sie im oberen Teile faserige Struktur haben und sich zu einem sogenannten Amboß erweitern, das Zeichen eines bevorstehenden Gewitters sind. Knicken diese im Volksmund mit „Gewittertürme" bezeichneten Wolken zusammen, löst sich im allgemeinen das Gewitter aus.

Unsere Bilder zeigen charakteristische Merkmale der obengenannten Wolkenarten. Wer sie sich einprägt, kann bei genauer Beobachtung und einiger Übung bald „sich selbst sein Wetter machen".

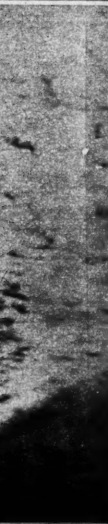


Haufenwolken von 1500 Meter bis 2400 Meter Gipfelhöhe. Im allgemeinen fällt bei dieser Wolkenart nur selten und nur bei mächtiger Entwicklung schwacher Niederschlag



↑ *Schönwetterwolken in 1500 Meter Höhe. Bei diesen abgeplatteten Haufenwolken ohne große Höhenentwicklung treten Niederschläge nicht auf*

Gewitterwolke mit Amboß, darüber feiner Zirrusschleier. Sie ist das sichere Anzeichen eines bevorstehenden Gewitters ↓



IN EIGENER SACHE

Eine im Osten stehende Panzerdivision hat in der Zeit, in der sie nach harten Kämpfen in eine ruhigere Stellung kam, im Rahmen der geistigen Betreuung bei ihren Kompanien eine Rundfrage durchgeführt. Diese Rundfrage hatte nichts mit dem kämpferischen Alltag zu tun, sondern befaßte sich vielmehr mit etwas, was jeden Soldaten draußen über den Feldpostbrief und das Radio hinaus täglich am meisten mit der Heimat verbindet: nämlich mit der Zeitung und Zeitschrift, und in diesem besonderen Fall mit der illustrierten Zeitschrift.

Wir haben das Ergebnis dieser Umfrage, die lautete: „Wir kritisieren eine Illustrierte", und die sich auf etwa vier bis fünf Zeitschriften bezog, hier vorliegen. Eine Menge Wünsche, eine Menge Unzufriedenheit und Zufriedenheit oder Wohlwollen sind zu Papier gebracht worden.

Es soll hier nicht darauf eingegangen werden, was der einzelne, Offizier oder Soldat, sehen möchte, was er vermißt und womit er zufrieden ist. Das soll zu einem späteren Zeitpunkt geschehen, denn zuerst wollen wir einmal von Euch, den Lesern unserer Zeitschrift, wissen, wie Ihr zu diesem Thema steht und was Ihr dazu zu sagen habt.

Wir möchten keinen langen „Schrieb", sondern eine kurze klare Stellungnahme, die Ihr schnell auf einer Postkarte oder in einem Feldpostbrief niederschreiben könnt. Unsere Frage lautet: „Wie wollt Ihr Eure Zeitschrift haben?" Es geht dabei zunächst einmal darum, der Schriftleitung Vorschläge oder Tips für die künftige Gestaltung zu geben. Dann aber erbitten wir Eure Mitarbeit. Ihr sollt Eure Zeitschrift mitgestalten!

Viele von Euch haben das schon getan. Täglich erhalten wir eine Menge von Zuschriften von allen Teilen der Front. Das, was am meisten einläuft, sind Erlebnisberichte und Gedichte. Zu den Gedichten laßt uns ein Wort der Kritik sagen. Nicht alles, was sich reimt, ist Dichtung. Das, was die meisten an Versen schmieden, ist kaum geeignet für einen großen Leserkreis, auf daß dieser sich daran erbaue, wie — sagen wir — an einem Gedicht von Eichendorff oder Goethe, wie an einem humorvollen Vers von Wilhelm Busch oder Christian Morgenstern. Dichten bedeutet Verdichten, Gefühle oder Erlebnisse in eine letzte und höchste Form zu kleiden, die singt und klingt. Die meisten „Dichter" unter Euch haben sich kaum mit dem Handwerklichen dieser Kunst befaßt, sie wissen nicht, was reine und unreine Reime sind, sie kennen kein Versmaß, sie haben eben lustig oder gefühlvoll drauflos gereimt und meinen, daß es so gut sei.

Wenn wir solche Einsendungen nicht veröffentlichen, so sei das für die „Dichter" kein Grund, nicht mehr mitzuarbeiten. Sie haben uns mit ihrer Einsendung gezeigt, daß es ihnen darum zu tun ist, ihre Zeitschrift mitzugestalten. Und dafür sind wir Euch dankbar. Noch mehr aber freuen wir uns, wenn nach einer gewissen Zeit der eine oder andere von Euch, dem wir ein unreifes Manuskript zurückschicken mußten, wieder etwas Neues einsendet, mit dem er zeigt, daß er an sich gearbeitet hat, daß er versucht hat, sich in den Rahmen einzufügen, der unserer Zeitschrift nun einmal gesteckt ist.

Und nun zu den Erlebnisberichten. Wir sehen jetzt schon den Stoß von kritischen Zuschriften, wenn wir sie ohne Unterschied wahllos veröffentlichen würden. Es würde heißen: „Warum veröffentlicht Ihr das? So was passiert bei uns jeden Tag. Da ist doch weiter nichts dabei!"

Gewiß, die Heimat liest solche Erlebnisberichte gern, aber der Kamerad an der Front will etwas hören, was er meistens nicht aus den Tageszeitungen erfährt, etwas von der über das Alltägliche hinausragenden Tat, die ihm ein Beispiel, einen Hinweis oder eine Belehrung gibt. Darum schreibt den Erlebnisbericht für die Front, der von Erfahrungen des großen kämpferischen Handelns, des kühnen Entschlusses, des Zufälligen oder Vorausbestimmten kündet.

Der Wettlauf über DAS MEER

RÜCKWEG MIT SCHWEREN WAFFEN ÜBER BERSTENDES EIS

Ein Erfahrungsbericht über ein kühnes Unternehmen von Leutnant NOACK

Finnische Verbände hatten Ende März die im Finnischen Meerbusen gelegene Insel Surusaari erobert. Damit war den Sowjets ein wichtiges Bollwerk in der Ostsee entrissen worden. Nach diesem Unternehmen war ein finnischer Spähtrupp nach einer anderen Insel vorgestoßen und mit den dort befindlichen Bolschewisten in Kampfberührung gekommen. Er war jedoch zu schwach, um die für weitere Operationen bedeutungsvolle Insel zu halten; so zog er sich nach seiner Erkundung zurück. Die feindliche Besatzung verließ sie ebenfalls in der Annahme, daß der Angriff der Finnen mit stärkeren Kräften durchgeführt worden sei.

Eine aus gemischten Verbänden in wenigen Stunden aufgestellte Abteilung des Heeres erhielt den Befehl, so schnell wie möglich die Insel in Besitz zu nehmen, die Verbindung mit den Finnen herzustellen und die Verteidigung der Insel vorzubereiten. Nach zuverlässigen Meldungen war mit einem Angriff der Bolschewisten mit starken Kräften zu rechnen. Dieser Befehl kam am Nachmittag des 30. März. Die Besitznahme der Insel durch uns sollte spätestens in der Nacht vom 3. auf 4. April erfolgen, größte Eile war daher geboten. Alles hing von der schnellen Durchführung dieses Unternehmens ab, das in seiner Art bisher einzigartig sein dürfte.

Aus Verbänden eines Korps wurde eine gemischte Abteilung des Heeres mit Einheiten der Flak unter persönlicher Führung des Ia zusammengestellt und auf eine Entfernung von über 250 Kilometer zur Ausgangsstellung an der Küste in Marsch gesetzt. Der bearbeitende Generalstabsoffizier war damit zugleich Truppenführer. Sämtliche Einheiten waren in kürzester Zeit polarfest auszurüsten, die vorhandenen Bestände hierfür, Munition, Verpflegung, Baumaterial, Holzhütten und Brennstoff, mußten über 250 Kilometer auf Lkws zur Ausgangsstellung herangeschafft werden.

Inzwischen war eine finnische Kompanie erneut nach der Insel vorgestoßen; sie befand sich bereits wieder im Kampf mit den ebenfalls nach dort vorgerückten Bolschewisten. In der Nacht vom 2. auf 3. April setzte sich eine Skikompanie vom Festland aus in Marsch, um den im Abwehrkampf befindlichen Finnen zu Hilfe zu eilen. Am Abend des 2. April war durch Funkspruch gemeldet, daß die Bolschewisten mit etwa 300 Mann angreifen würden. Höchste Eile tat not! Es galt nun, mit der Masse der Abteilung schnell nachzustoßen, um den Besitz der Insel endgültig zu sichern. Neue Schwierigkeiten mußten gemeistert werden: Der Marsch einer motorisierten Abteilung mit schweren Waffen über das Eis des Finnischen Meerbusens — und dies auf eine Entfernung von über 50 km! Für den Marsch war der Bau einer Eisstraße notwendig, was ebenfalls in Stunden geschafft werden mußte. Zeit zur Erkundung einer solchen Straße war nicht vorhanden. Richtungstrupps mit Marschkompaß gingen vor den Schneepflügen übers Eis, um auf kürzestem Weg die Insel zu erreichen. Am Vormittag des 3. April begannen die Schneepflüge mit der Räumung einer Eisstraße, ihnen folgten Kabeltrupps unserer Nachrichtenabteilung. Die Kabel dienten neben der Nachrichtenübermittlung gleichzeitig als Richtweiser für den nächtlichen Marsch.

In der Nacht zum 3. April wurde der Angriff der Bolschewisten abgewehrt. Vier Kilometer ostwärts der Insel liegen nun die Sowjets im Packeis. In der Nacht zum 4. April werden sie wohl wieder angreifen. Diese Nacht wird entscheidend für unseren Wettlauf sein! Funksprüche jagen durch den Äther. Kann sich die kleine finnische Besatzung auf der Insel gegen die starke Übermacht und herankommende Verstärkungen halten?

Am späten Nachmittag des Karfreitags rollen unsere ersten Kolonnen aufs Eis. Voran ein Zug leichter Flak, anschließend Infanterie auf Lkw, Nachrichteneinheiten, schwere Flak und Artillerie. Jeder trägt die weiße Tarnkleidung, alle Fahrzeuge sind weiß gestrichen. Bei 20 bis 25 Grad Kälte fahren wir ohne Licht über den Finnischen Meerbusen. Werden wir es schaffen, werden wir bei diesem seltsamen Wettlauf mit den Bolschewisten die ersten sein …?

„... In der Nacht vom 2. auf 3. April setzte sich eine Skikompanie vom Festland aus in Marsch, um den im Abwehrkampf befindlichen Finnen zu Hilfe zu eilen. Am Abend des 2. April war durch Funkspruch gemeldet, daß die Bolschewisten mit etwa 300 Mann angreifen würden. Höchste Eile tat not!" — Bei beißender Kälte, dauernd im Kampf mit neuen Schwierigkeiten, ging es über das Eis

Die Nacht bricht herein, Sterne funkeln am Himmel, das Licht des Vollmonds strahlt über die einsame Eisstraße... Stunden nach unserem Aufbruch hält die Spitze. Eine große Eisschranke hält den Vormarsch auf. Alles, was Skier hat, verläßt die Fahrzeuge. Schwere Waffen und Fahrzeuge bleiben zurück, bis der Weg frei gemacht ist.

Stunde um Stunde marschieren wir lautlos durch die endlos scheinende Eiswüste. Der Schweiß rinnt in Strömen trotz der Kälte, denn Waffen, Munition und Verpflegung müssen ja mitgenommen werden. Während noch der Mond am Himmel steht, geht im Osten die Sonne auf, ihr Licht fällt über die in tausend Farben glitzernde Eisfläche. Und im Schein des frühen Morgens sehen wir die Umrisse unseres Zieles. Vor uns liegt die Insel, greifbar nahe vor uns. Dennoch will es uns scheinen, als sei es ein Trugbild. Stunden müssen wir noch marschieren, und noch immer sind wir nicht am Ziel. Bleiern steigt die Müdigkeit hoch; manche von uns sind seit Nächten schon ohne Schlaf. Von der Insel her hören wir Schüsse fallen. Alle Müdigkeit ist vergessen. Wir schießen Leuchtsignale. Drüben sollen sie wissen, daß wir kommen. Ein letzter Spurt — dann haben wir es geschafft: Unsere Spitze ist auf der Insel angelangt. Die Sowjets haben in dieser Nacht verspielt; bei unserem Herannahen ziehen sich ihre Verstärkungen zurück. Fürs erste ist der Wettlauf mit dem Feind entschieden. Wir werden die Insel nicht mehr preisgeben!

Zur gleichen Zeit kommen die ersten Schneepflüge. In 17 Stunden haben sie im Kampf gegen Eis und Kälte, gegen Schneeverwehungen und Eisblöcke bis zu zwei Meter Höhe eine 53 km lange Eisstraße geräumt und gebaut. Hinter ihnen erscheinen bereits die ersten motorisierten Kolonnen am Ufer der Insel. Kaum haben wir die Verbindung mit unseren finnischen Waffengefährten aufgenommen, brausen auch bereits bolschewistische Jäger heran, später kommen Bomber. Rasende Abwehr schlägt ihnen entgegen. Darauf waren sie wohl nicht gefaßt. Ohne Schaden zu verursachen, fallen ihre Bomben aufs Eis, während sie schleunigst das Weite suchen.

Noch ist der Wettlauf mit den Bolschewisten nicht endgültig entschieden. Trotz aller Müdigkeit — jeder Mann muß ran zur Verteidigung der Insel. Unsere Flieger melden im Laufe des 4. April das Herannahen starker bolschewistischer Kräfte. Die Sowjets haben auf dem Eis einige Lager errichtet und führen Verstärkung heran. Rings um die Insel wird die Verteidigung ausgebaut. Jede Stunde ist für uns ein Gewinn, denn bis zum Anbruch des Abends sind auch die letzten Teile unserer Abteilung zur Insel gekommen, Geschütze und Flak haben endgültig Stellung bezogen. Die Nacht vergeht ohne Angriffe des Gegners. Scheinwerfer leuchten rings um die Insel, um rechtzeitig jeden Annäherungsversuch zu erkennen. Ein strahlender Tag ist angebrochen, aber an Ruhe ist nicht zu denken. Infanterie baut ihre Sicherungen in den vorgelagerten Eisbarrieren auf, Spähtrupps schwärmen nach allen Seiten aus, um über die Bewegungen des Gegners auf dem laufenden zu bleiben, kreuz und quer werden Nachrichtenkabel gelegt. Für die Verteidigung der Insel ist es besonders wichtig, daß jede Einheit eine Nachrichtenverbindung hat. Unsere Nachrichtenmänner haben eine glänzende Leistung vollbracht, in knapp 24 Stunden haben sie auf Skiern über 63 km Kabel gelegt. Wege auf der Insel gibt es nicht, alles muß sich auf Schneeschuhen bewegen und mit Schlitten vorgezogen werden.

Der Feind arbeitet sich heran. Unsere Aufklärungsflieger melden das Herannahen starker bolschewistischer Kräfte. In der Bereitstellung werden die Sowjets durch finnische Jäger im Tiefangriff zerschlagen. Ein eigener Spähtrupp stellt fest, daß eines der bolschewistischen Lager unter Zurücklassung zahlreicher Toter von den Sowjets wieder verlassen ist. Trotzdem — die ganze Nacht liegen wir auf der Lauer. Aber die Sowjets kommen nicht. Durch einen Überläufer erfahren wir, daß sich der Feind zurückgezogen hat; er hat doch feststellen müssen, daß er für einen Angriff zu schwach ist. Die Sowjets kommen auch nicht am nächsten Tag. Mit jeder Stunde sind wir stärker geworden, neue Verbände rücken heran, die die Insel endgültig übernehmen sollen. Ununterbrochen rollt der Nachschub auf der Eisstraße, täglich werden viele hundert Tonnen zur Insel befördert. Kraftfahrzeuge sind Tag und Nacht unterwegs. Wie die erste Osternacht, ist auch die zweite ohne Zwischenfall vergangen, ohne daß die Bolschewisten angegriffen haben. Jetzt werden sie wohl nicht mehr kommen. Im Wettlauf mit den Bolschewisten übers Eis sind wir Sieger geblieben. Jetzt noch die Insel erfolgreich anzugreifen, ist aussichtslos. —

Sie sind doch noch gekommen, noch nicht einmal in der Nacht, sondern in der Dämmerung des fünften Tages, seitdem wir auf der Insel waren. Von allen Seiten kamen sie, zunächst noch im Schutz der Dämmerung und des diesigen Wetters. Mit einem Ski-Regiment und einem Marinebataillon rücken sie von vier Seiten gegen die Insel vor. Ohne schwere Waffen, nur mit Gewehren, Maschinenpistolen und leichten Granatwerfern werden sie am hellen Tag gegen eine stark befestigte Insel ins Feuer geschickt.

Ein feindliches Bataillon greift von Osten an. Bis auf zwölfhundert Meter wird es herangelassen, dann spricht die schwere Flak. Verheerend wütet ihr Feuer in den Reihen der Angreifer. Stark angeschlagen ziehen sich die Bolschewisten zurück, um aus unserer Schußweite zu kommen. An zwei anderen Stellen ergeht es den Sowjets ähnlich. Auch hier werden sie mit vernichtendem Feuer der Artillerie, schwerer und leichter Flak eingedeckt. Im Nordwesten ist es einem feindlichen Bataillon nach hartem Kampf mit schweren Verlusten gelungen, auf der Insel einzudringen. Ihr Ziel ist der Leuchtturm, auf dem sie unsere B-Stelle vermuten. Die Einbruchstelle wird abgeriegelt. Hier sind die bisher in Reserve gehaltenen finnischen Soldaten einer Elitetruppe in ihrem Element. Mit eiskalter Ruhe treiben die waldkampfgewöhnten und mit den Skiern verwachsenen Finnen zusammen mit unseren Infanteristen die Bolschewisten im offenen Halbkreis gegen die Seeseite zusammen. Dort sind inzwischen unsere MGs und leichte Flak auf dem Eis in Stellung gegangen. Was nun im Schutz der Dunkelheit nach der Seeseite auszuweichen versucht, gerät in ihr flankierendes Feuer im Licht unserer aufgebauten Scheinwerfer. Der letzte Akt dieses dramatischen Kampfes nimmt sein Ende. Bis auf vierzehn Mann ist ein ganzes Bataillon vernichtet. Am Morgen nach dem Angriff sind die letzten Bolschewisten von der Insel verjagt. Weit verstreut auf der Fläche des Eises liegen die gefallenen Sowjets. Über zweihundertsiebzig Gefallene ließen sie zurück, ohne die vielen, die auf ihrer Flucht in das wohlgezielte Feuer unserer Artillerie gerieten. Von der Insel aus, von der man einen weiten Blick über das Eis hat, lenkt der Batteriechef das Feuer seiner Geschütze. Fast wie auf einem Schießstand werden die zurückflutenden Bolschewisten durch unsere Artillerie eingedeckt. Durchs Glas sieht man weit im Osten die versprengten Bolschewisten auf dem Eis sich sammeln. Es sind ihrer nicht mehr viele, die sich mühsam nach rückwärts bewegen. Ein bolschewistisches Eliteregiment wurde zerschlagen. Stoßtrupps von uns gehen vor, um das Vorfeld der Insel von versprengten Bolschewisten zu säubern. Diese Nacht werden die Sowjets wohl kaum wiederkommen. Trotzdem bleiben wir weiter auf der Hut. Unsere Aufgabe, die am Abend mit dem Marsch über das Eis begann, ist zu Ende. Die gesamte Bevorratung an Waffen, Munition, Verpflegung, Baumaterial usw. ist für lange Zeit rechtzeitig erfolgt.

Für alle Fahrzeuge wird es höchste Zeit, die Insel wieder zu verlassen, knietief steht schon das Wasser an vielen Stellen auf dem Eis, durch das sich überall Risse ziehen. Aus der Eisstraße ist durch plötzlich eingetretenes Tauwetter eine Wasserstraße geworden. Fahrzeug auf Fahrzeug verläßt die Insel. Stellenweise können sie schon nicht mehr über unsere alte Eisstraße fahren, durch die schwere Belastung sind schon Löcher und Spalten entstanden. Mühsam quälen sich unsere Fahrzeuge zurück über Eis und durchs Wasser, unter den Rädern spritzt das Wasser nach links und rechts, sprungbereit sitzt alles auf den Fahrzeugen, um im Notfall sofort „auszusteigen". Man muß höllisch aufpassen, daß man nicht in ein Loch oder in eine breite Spalte im Eis gerät. Nach mühseliger, gefahrvoller Fahrt erreichen wir nach Stunden das Festland. Die Insel blieb hinter uns. Sie steht im Schutz des deutschen Heeres, das jeden neuen Angriffsversuch der Sowjets blutig abschlagen wird.

„Aus der Eisstraße ist durch plötzlich eingetretenes Tauwetter eine Wasserstraße geworden"

Zeichnungen: Uffz. E. Grazioli

O weh, da hat's eine Panne gegeben mit dem Päckchen, das Hans zur Post bringen soll.

Er hat alles aufgehoben. Die Adresse war unleserlich geworden, aber er schreibt sie neu.

„Hast Du auch ganz gewiß die Wybert-Schachtel wieder hineingelegt? Wybert will der Vater nicht entbehren."

Wybert nehmen — Wybert nützt,
Wybert schicken — Wybert schützt!

Was wird aus mir?

BERUFSFRAGEN DER KRIEGSTEILNEHMER: 2. BERUFE DER LANDWIRTSCHAFT

Vom Reichsnährstand werden uns folgende Ausführungen zur Verfügung gestellt:

Die nationalsozialistische Agrarpolitik hat dem freien Bauern mit selbständiger Verantwortung Lebensmöglichkeiten geschaffen. Das Ziel bleibt auch nach dem Kriege das gleiche, denn auch bei der künftigen Versorgung kann man nur in erster Linie mit jenen Nahrungsmitteln rechnen, die die deutsche Landwirtschaft erzeugt.

Trotz vieler Schwierigkeiten werden die gegenwärtigen Aufgaben von unserer Landwirtschaft gemeistert. Diese Schwierigkeiten sind nicht gering.

Doch nicht nur in der Heimat tut das Bauerntum seine Pflicht und mehr als das. Viele hunderttausend Angehörige des Landvolkes stehen ihren Mann mit der Waffe in der Hand, um Deutschland den Lebensraum zu gewinnen, der seine Zukunft für immer sicherstellt. Die Aufgaben der deutschen Landwirtschaft werden, da sie Nährstand und Rückgrat des Wehrstandes ist, nach dem Sieg nicht kleiner werden, sondern wachsen und größer sein, als sie je in der Geschichte waren.

Die Lösung dieser Aufgaben läßt sich nicht durch Maschineneinsatz allein zwingen, sie fordert Menschen, Menschen und nochmals Menschen. Daraus ergibt sich, daß in der Landwirtschaft nach dem Kriege Berufsaussichten und Entfaltungsmöglichkeiten liegen, wie sie nie zuvor geboten werden konnten.

Das Hochziel einer jeden Laufbahn in der Landwirtschaft ist, einmal selbständiger Bauer auf eigenem Hofe, Herr auf eigener Scholle zu werden. Jedem, der sich zum Lande berufen fühlt, ist durch die Tatkraft der Wehrmacht die Möglichkeit hierzu gegeben. Weite Räume des Ostens, einst von vielen Generationen unserer Vorfahren erkämpft, besiedelt und bebaut, dann von slawischen Stämmen überflutet, stehen wieder als Siedlungsland zur Verfügung.

Wer bereits einen landwirtschaftlichen Beruf vor der Einberufung gewählt hatte, bringt im allgemeinen schon die Voraussetzungen mit. Aber auch für den, bei dem erst im Kriege das bäuerliche Blut der Ahnen wieder aufgewacht ist, sind die Wege geöffnet.

Umfangreiche Schulungsmöglichkeiten

Einen Bauernhof kann man nicht mit einigen angelernten Handfertigkeiten oder mit theoretisch erfaßtem Wissen führen. Der Hof ist ein vielgestaltetes Wesen, er ist eine Volkswirtschaft im Kleinen, bei der wie im Großen alles aufeinander abgestimmt sein muß, um einen Lebenserfolg zu erreichen. Wer späterhin einen Neubauernhof übernehmen will, muß die inneren Zusammenhänge eines Hofes verstehen, ehe er ihn bewirtschaften kann. Eine Lehre ist darum notwendig. Diese Lehre aber hat der Reichsnährstand durch die Anpassung der Bestimmungen an die Erfordernisse unserer Zeit abgeändert. Bereits nach einjähriger Tätigkeit kann der Soldat, der neu in die Landwirtschaft kommt, die Landwirtschaftsprüfung ablegen, wenn bei ihm nach Herkunft, Alter, Bildungsstand und vor allem nach der persönlichen Tüchtigkeit der Besitz genügender Erfahrungen angenommen werden kann. Alle Möglichkeiten, zu lernen und vorwärtszukommen, stehen ihm offen. Er kann die Schulen des Reichsnährstandes und sonstige Lehreinrichtungen besuchen, die zu seiner Ausbildung notwendig sind. Beihilfen hierzu stehen in ausreichendem Maße durch die Förderungsgemeinschaft der deutschen Landjugend unter der Schirmherrschaft des Reichsbauernführers zur Verfügung. Dadurch ist jedem, der ernsthaft will, auch den leistungsfähigen Minderbemittelten, die Möglichkeit gegeben, die vorhandenen Lernmöglichkeiten in Anspruch zu nehmen und sich durch Praxis und Theorie für eine Ansetzung als Neubauer geeignet zu erweisen.

Es braucht keiner zu befürchten, daß ihm der Weg zum eigenen Hofe verschlossen bleibt, weil er nicht genügend Eigenkapital mitbringt. Wer jahrelang mit der Waffe in der Hand seinem Vaterlande gedient hat und dann ernsthaft seine oder andere ihm verfügbaren Mittel für die Vorbereitung auf seinen Beruf verwendet, der kann kaum noch in nennenswertem Umfange Beträge für den Erwerb eines Hofes ersparen. Gerade solchen Männern darf aber nicht aus diesen Gründen die Ansetzung als Neubauer erschwert oder gar unmöglich gemacht werden. Der Reichsnährstand und mit ihm die verantwortlichen Stellen sind deshalb bestrebt, die Neubildung deutschen Bauerntums zugunsten der Bewerber möglichst völlig zu entkapitalisieren, d. h. dem Fähigen den Neubauernhof ohne eigene Mittel zu übergeben. Erst nach fünfjähriger Tätigkeit soll eine tragbare Rente festgesetzt werden, die vom Neubauern zu zahlen ist.

Allerdings soll der Neubauer im allgemeinen das lebende Inventar mitbringen. Wer jedoch ernsthaft bestrebt ist und sich als geeignet erweist, dem hilft auch hierbei die Förderungsgemeinschaft der deutschen Landjugend mit Zuschüssen.

Neubauernschein schon jetzt beantragen

Eines aber muß von dem Bewerber verlangt werden: er muß bauernfähig sein. Er muß die Gewißheit mitbringen, daß er auch in Zukunft deutscher Art gemäß leben und den Boden sachgemäß in Verpflichtung für Volk und Staat bewirtschaften wird. Diese Voraussetzungen werden geprüft, sobald der Bewerber den Antrag auf Gewährung des Neubauernscheins stellt. Der Neubauernschein ist eine unerläßliche Voraussetzung für die Ansetzung als Neubauer.

Manch einer wird erst aus dem Kriegserleben den Entschluß gefaßt haben, zurückzugehen zum Lande und eine Heimat für sich und für seine kommenden Generationen zu schaffen. Der Dienst in der Wehrmacht braucht ihn aber nicht daran zu hindern, schon jetzt den Antrag auf Gewährung des Neubauernscheins zu stellen. Er wird hierbei von allen Dienststellen des Reichsnährstandes unterstützt, alle Wege, die zur Erlangung des Scheines führen, werden ihm geebnet. Es genügt ein Schreiben an die Landesbauernschaft des Heimatgebietes, die es als ihre erste Aufgabe auffaßt, der kämpfenden Truppe mit allen ihren Arbeitsmöglichkeiten zur Verfügung zu stehen. Angehörige der SA wenden sich an ihre Einheit, die auf Grund einer Übereinkunft des Reichsbauernführers mit dem Stabschef alles für sie vorbereitet.

Wer den Osten erlebt hat, weiß, daß hier neue Höfe und Dörfer erstehen müssen. Er weiß, daß es eine Aufgabe der Zukunft ist, hier Bedingungen zu schaffen, die eines deutschen Menschen würdig sind. Er kann aber heute auch das feste Vertrauen haben, daß diese Vorbedingungen geschaffen werden.

Doch nicht nur für den Bauern und Landwirt bietet der Osten neue Einsatz- und Entwicklungsmöglichkeiten. Große Forstflächen warten der sachgemäßen Pflege, fischreiche Flüsse und Seen warten der Fischer; der Geflügelzüchter, der Pelztierzüchter, der Imker, alle finden sie Aufgaben vor, die ein Leben reich an Arbeit und dadurch schön machen können. Die Verwaltung der zunächst noch notwendigen Staatsbetriebe, die Verwaltung des Landes an sich, all das bietet dankbare Aufgaben für den Diplomlandwirt und den Schüler der höheren Landbauschule. Auch der Verwalter und der Inspektor finden hier Wirkungsbereiche, die in ihrer Weite verlockend sind.

Aufrüstung des Dorfes

Wir dürfen die Zukunftsaufgaben des deutschen Bauerntums und unserer Landwirtschaft aber nicht nur im Osten sehen. „Alle Neubildung deutschen Bauerntums beginnt mit der Gesunderhaltung und Festigung seines alteingesessenen Bauerntums.“ Dieses Wort des Reichsbauernführers R. Walther Darré weist uns den Weg. Die für die Nachkriegszeit geplante großzügige Aufrüstung des deutschen Dorfes wird größere und bessere Berufsaussichten bieten auch für diejenigen, die an ihren alten Arbeitsplatz und auf ihren angestammten Hof wieder zurückkehren.

Das Land und die Landwirtschaft werden technisch aufgerüstet und mit arbeitserleichternden Maschinen weitgehend ausgestattet. Bauliche Aufgaben von ungeheurem Umfange sind durchzuführen, damit einmal jedem auf dem Lande tätigen deutschen Menschen eine ihm würdige Wohnung und ausreichende zweckdienliche Wirtschaftsräume zur Verfügung stehen. Die bereits eingeleitete Umlegung wird lebenskräftige und mit modernen Maschinen zu bearbeitende Bauernhöfe schaffen. Es muß erreicht werden, daß alle kulturell und hygienisch notwendigen Einrichtungen, wie Bade- und Sportanlagen, Schulen, Gemeinschaftshäuser usw., dem Lande in nicht geringerem Maße als der Stadt zur Verfügung stehen.

Besondere Fürsorge widmet der Reichsnährstand in enger Zusammenarbeit mit der Wehrmacht den Einsatz- und Wehrdienstversehrten, die ihre Gesundheit dem Vaterlande geopfert haben. Für sie wird alles getan, damit sie möglichst in ihrem alten Beruf, also auch in der Landwirtschaft, wieder vollwertig einen Platz ausfüllen können. Zahlreiche Umschulungsstellen sind bereits jetzt tätig und bieten die Gewähr, daß jeder seiner Anlage und seinen Fähigkeiten gemäß ausgebildet und eingesetzt wird. Die Kontroll- und Förderungseinrichtungen der Tier- und Pflanzenzucht, des Pflanzenschutzes, des landwirtschaftlichen Versuchswesens, Tätigkeiten als Gutssekretär, Verwalter und viele andere Berufszweige der Land- und Forstwirtschaft erlauben auch den Schwerbeschädigten einen Einsatz, der ihnen Befriedigung und unserer Volkswirtschaft Nutzen bringt.

Die Vorbereitungen für die großen Aufgaben der Landwirtschaft nach dem endgültigen Siege werden bereits heute soweit wie möglich getroffen. Nach ihrem Umfange und ihrer Zielsetzung liegen darin die besten Aussichten für das berufliche Vorwärtskommen.

Retina

Wertvoll - heute eine Retina zu haben! Und selbstverständlich: sie recht sorgsam zu behandeln! Diese Präzisions-Kleinbild-Kamera dankt mit prächtigen Aufnahmen!

Kodak
KAMERA

ERKUNDET · BEOBACHTET · GEMELDET

DEUTSCHLAND Wenn man die vom deutschen Oberkommando gemeldeten Versenkungsziffern liest, macht man sich gewöhnlich nicht klar, welche Rückwirkungen sich aus diesen Ziffern für die britische Versorgung ergeben. Schon der unmittelbar durch die Versenkung verursachte Ausfall ist viel erheblicher, als man gemeinhin annimmt. Das Ausmaß dieser Ausfälle wird durch folgende Schlüsselzahlen verdeutlicht: Mit 100 000 BRT Schiffsraum können transportiert werden: 140 000 t Mehl oder 50 000 t Fleisch oder 75 000 t Butter oder 130 000 t Schmalz. (Bei Fleisch und Butter kann der Transport allerdings nur mit Kühlschiffen erfolgen, deren Versenkung sich bei dem verhältnismäßig begrenzten Tonnageraum besonders spürbar auswirkt.) Damit sind die unmittelbaren Ausfälle angedeutet. Mindestens ebenso wichtig ist die weitere Behinderung der englischen Nahrungsmittelversorgung, die sich daraus ergibt, daß der versenkte Schiffsraum für die Zukunft nicht mehr für den Transport von Versorgungsmitteln zur Verfügung steht.

In der Ukraine ist ein Straßenbauprogramm für die Jahre 1942 und 1943 aufgestellt worden, das zunächst die Fertigstellung von 1600 km Straßen vorsieht.

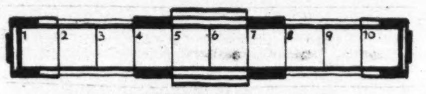
ITALIEN Über den wirtschaftlichen Aufstieg Italiens seit der Machtübernahme durch den Faschismus veröffentlicht „Stefani" statistische Angaben. Während die Bevölkerungszahl Italiens in der Zeit von 1922 bis 1939 um 15,8% zunahm, stieg die landwirtschaftliche und industrielle Produktion um 68,4%, wobei die landwirtschaftliche Produktion um 24% und die Industrieproduktion um 128,6% anstieg. Die Bergwerksindustrie hatte z. B. eine Zunahme um nicht weniger als 423,5% zu verzeichnen, die Textilindustrie um 106%, die Metallindustrie um 132%, die Nahrungsmittelindustrie um 29,4 und die Bauindustrie um 239%. Im gleichen Zeitraum konnte die Produktion von Eisen und Stahl um 123,4%, von Aluminium um das Vierzigfache, von Blei um fast 300% und von Zink um das Zehnfache gesteigert werden. Von dem schnellen Aufstieg der italienischen Wirtschaft im Zeitalter des Faschismus zeugen auch die Verbrauchszahlen. So stieg der Verbrauch an Kautschuk um 256,2%, an Benzin um 378%, an Kohle um fast 48% und an Elektrizität um 314%.

JAPAN Um den verfügbaren Schiffsraum möglichst schnell zu vermehren, soll in der japanischen Überseefahrt ebenso wie in der Küstenfahrt ein verstärkter Einsatz von Motorseglern erfolgen. — Nach Mitteilung der „Diamond"-Zeitschrift hat die japanische Werft Ishi Kawa Jimas die Absicht, ihre Kapazität um rund 20 Prozent zu erhöhen.

RUMÄNIEN Nach einer Mitteilung des rumänischen Landwirtschaftsministeriums sollen die Anbauflächen für Baumwolle in diesem Jahre verdoppelt werden. Zu diesem Zwecke wurden vom Staat 450 000 kg Baumwollsamen zur Verteilung angekauft.

SCHWEDEN Die Gesamtverluste der schwedischen Handelsflotte durch Kriegseinwirkung bebetragen bis Ende Februar 1942 152 Fahrzeuge mit 578 503 BRT.

Ein rätselhaftes Zahlenband



2 4 6 7 . . . Huftier
10 8 3 9 . . . österreichischer Feldherr
7 5 1 8 . . . sibirischer Strom.

Jeder Buchstabe der oben durch Zahlen gegebenen Schlüsselwörter ist in das mit gleicher Zahl versehene Feld der Figur einzusetzen. Bei richtiger Lösung entsteht im Zahlenband der Name einer Doppelinsel im Großen Ozean.

Vorsetzrätsel

Lauge — Ruf — Nerz — Ast — Rose — Argo — Reuse — Erich — Arm — Tor — Tanz — Affe — Rade — Egel.

Jedem der obenstehenden Wörter ist eine der nachstehenden Buchstabengruppen vorzusetzen, so daß neue sinnvolle Wörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen, der Reihe nach gelesen, ein Mitglied der Flugzeugbesatzung.

al — bul — chart — dam — emb — est — hed — ins — kar — mat — nes — ohrd — rei — ri.

Rösselsprung

		ganz			ver		
	nicht	v.	möch	eng	kü	strömt'	
	zu	ger	ler	aus	es	le	
dies	schil	te	ist	sre	land	sten	es
zwin	auf	reich	bür	wenn	al	ei	sel
		gen	un	nig	ne		

Anderer Kopf

Arier — Tran — Wiese — Arosa — Cleve — Name — Trient.

Jedem der obenstehenden Wörter ist ein anderer Kopf, das heißt Anfangsbuchstabe, zu geben, so daß neue sinnvolle Wörter entstehen. Die gefundenen Buchstaben nennen, in der gegebenen Folge gelesen, ein Geschoß.

Ein U-Boot-Mann erzählt:

(Wortteile)

„Ich habe eins das Zwei gespitzt,
Als der Kaleu ans Wort geflitzt.
‚Torpedo los!' befahl er dann,
Und abwärts sank ein Britenkahn."

Silbenbaukasten

	willst		gro		laß		
za		tu		küh		schwim	
	rü		gilt's		flut		schla
gen		es		die		dich	

auch — brauch — das — die — doch — du — flut — gen — mer — nach — ner — stig — ßes — trägt — zu.

Die obenstehenden Silben sind derart in die leeren Felder der Figur einzutragen, daß die waagerechten Reihen, fortlaufend gelesen, einen Vers von Geibel ergeben.

Immer voran

„T" steht an des Wortes Spitze
Und, gerührt, erklingt ihr Schall.
Läßt du „T" weg in der Hitze,
Bleibt ein großer General.

WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

Ein rätselhafter Kreis (Bilderrätsel): Karolinger.

Erdkunde aus Teilen: Star(n)berg, Lob(o)sitz, Aal(e)sund, Dogge(r)bank, Ohr(d)ruf, Mitte(l)meer, Lab(i)au. Freude(n)stadt, Süden(g)land. Rad(e)burg, Emme(n)tal. — Noerdlingen.

Kette aus elf Wörtern: 1. Manila, 2. Lamento, 3. Tonika, 4. Kaserne, 5. Nebelhorn, 6. Hornblende, 7. Denikin, 8. Kinderei, 9. Reichenau, 10. Austria, 11. Aroma.

Geographisches Füllrätsel: 1. Kalkutta, 2. Sizilien, 3. Apolda, 4. Kassel, 5. London, 6. Santos, 7. Annaberg, 8. Norddorf. Diagonale. Kipsdorf.

GEORG SCHMÜCKLE:

Ja, ja, die Nachtigallen!

„Meide allen bösen Schein!" pflegte die Frau Pfarrer Kintzinger zu sagen, wenn sie sich im Honoratiorenkränzchen über mögliche, aber nicht ganz nachweisbare Sünden ihrer lieben Mitmenschen ausließ.

Das tat sie oft und gerne.

Pfarrfrauen sind eben zu ganz besonderer Tugendhaftigkeit verpflichtet von wegen des guten Vorbildes und der Reputation ihres Standes. Ganz besonders in einer kleinen Stadt.

Ob es nun die Selbstgerechtigkeit war, die Menschen zu befallen pflegt, denen von Amts oder Standes wegen strenge Grenzen gezogen sind, oder ob es das Kräutlein „Mißgunst" war, das oftmals aus demselben Boden sprießt, die Frau Pfarrer Kintzinger hatte ein großes Ärgernis genommen an der Tatsache, daß bereits dreimal der Herr Forstassessor mit der kleinen Erika nächtlicherweile im Schloßpark angetroffen wurde.

Die Nachtigallen hätten sie schlagen hören wollen, hatte der Herr Forstassessor behauptet.

„Meide allen bösen Schein!" hatte die Frau Pfarrer Kintzinger zu ihm gesagt, und im Kränzchen, in dem der Fall erschöpfend besprochen wurde, hatte sie noch hinzugesetzt: „Die Nachtigallen! Ja, ja, die Nachtigallen!"

Wenn man in einem kleinen Landstädtchen seinem lieben Nebenmenschen eins auswischen kann, so tut man es mit einem besonderen Nachdruck und auch mit einem restlosen Vergnügen. Das Kränzchen wenigstens tat es! Im vorliegenden Falle erkundigte man sich allerseits und bei jeder Gelegenheit beim Herrn Forstassessor, ob die Nachtigallen noch schlagen im Schloßpark, wie viele es seien, ob das Schlagen schon im Abklingen sei — —

Kein Wunder, daß er sich aufregte!

Und gar noch die arme kleine Erika!

Man darf es mir glauben, die Saat der Frau Pfarrer Kintzinger schoß mächtig ins Kraut. Und darum ist es nur als ein Fall von ausgleichender Gerechtigkeit zu betrachten, wenn sie es alsbald am eigenen Leibe erfahren mußte, wie leicht ein böser Schein trügen kann. Und das war so:

Noch im selben Monat Mai, in dem die Nachtigallen schlugen, war die Frau Pfarrer Kintzinger nach Stuttgart gefahren, um Einkäufe zu machen. Voll befriedigt von dem schönen Tage und mit einer Tüte Schneckennudeln für sich und ihren Eduard und auch allerhand anderen schönen Sachen, hatte sie mit dem letzten Zuge die Heimreise angetreten. Es war nun eine leidige Tatsache, daß man zehn Kilometer vor dem Ziel noch einmal umsteigen und dabei noch ganze zwanzig Minuten auf das Zügle warten mußte.

Ganz allein stand sie auf dem Bahnsteig und wartete im trüben Lichte der einzigen Bahnhofslaterne.

Aus einem triftigen Grunde und weil noch genügend Zeit vorhanden war, entschloß sie sich, jenes stille Örtchen aufzusuchen, das sich dank der Fürsorge der Reichsbahn auf jeder Station befindet und über dessen Türe, um jede Möglichkeit eines Irrtums auszuschließen, die Worte geschrieben stehen: „Für Damen".

Um aber diesen Raum zweckentsprechend betreten zu können, mußte man ein Zehnpfennigstück in einen kleinen Schlitz einwerfen.

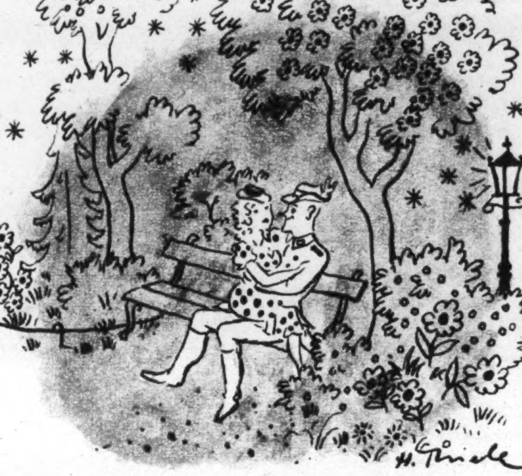
Das tat die Frau Pfarrer Kintzinger.

Als nun der Zwang der Gründe behoben war und keine weitere Veranlassung bestand zum weiteren Verweilen, versuchte sie, mit ihrem Zeigefinger den beringten Riegel, der mittels einer Feder eingeschnappt war, zurückzuziehen.

Sie zog und zog . . . und es ging nicht! Was sie auch anstellte, das Eisen steckte festgeklemmt in seiner Führung.

Bimmel, bimmel, bimmel . . . meldete von weitem das Zügle.

Fünf Minuten, fünf kurze Minuten hatte sie noch Zeit. Ach, was mag die arme Frau durchgemacht haben in diesen wenigen Minuten! Alles Mühen war umsonst, der Angstschweiß stand ihr auf der Stirne. Mit der Kraft der Verzweiflung rüttelte sie an der Türschnalle. — Umsonst!



Noch vier Minuten, noch drei Minuten!

Gott, wenn sie den Zug versäumte, wie würde sich ihr Eduard ängstigen — der stand wohl längst auf dem heimatlichen Bahnsteig, um sie zu erwarten . . .

Dieser Gedanke ließ alle anderen Erwägungen zurücktreten, und sie tat das einzige, was ihr zu tun übrigblieb, sie schrie: „Hilfe! Hilfe!"

In diesem Augenblick trat der Bahnhofsvorsteher Müllerschön aus seinem Amtszimmer auf den Bahnsteig.

Hören und dahergestürzt kommen war eins!

Aber jetzt war's ganz still auf dem Örtchen, denn der Frau Pfarrer waren siedendheiß die Rücksichten eingefallen, die sie dem Ruf ihres Standes schuldete.

„Ist jemand hier?" rief der Herr Bahnhofsvorsteher. „Wer ruft um Hilfe?"

Keine Antwort. — Alle Möglichkeiten fuhren ihm durch den Kopf: Frauenmord und viele andere bösen Dinge.

„Wer ruft um Hilfe?" schrie er und donnerte mit der Faust gegen die Türe.

Der Frau Pfarrer verschlug's die Stimme.

„Aufmachen!"

„Es geht nicht", klang es betreten.

Erleichtert atmete der Herr Bahnhofsvorsteher auf, nahm ein Zehnpfennigstück und steckte es in den Schlitz. Und siehe, die Türe ging spielend auf.

„Ach, Frau Pfarrer, Sie sends? Ja, die Malefiztür! Sie send net die erscht, ders so gange isch, Frau Pfarrer!"

„O Gott, wenn Sie nicht gekommen wären, Herr Müllerschön, gar nicht auszudenken wär's gewesen, o Gottigott!"

„S'isch aber ganz eifach, mer mueß bloß de Mechanismus kenne, warte Se, Frau Pfarrer, komme Se, i zeigs Ihne, damit so etwas nie wieder vorkommt, passet Se auf, sehet Se, so mueß mer's mache." Damit trat er hinein ins stille Kämmerlein zu der Frau Pfarrer und machte die Türe zu.

„Jetzt passet Se auf, so mueß mers mache!"

Tuut! pfiff von weitem das Zügle.

„Zeit gnueg, Frau Pfarrer, 's Zügle hat drei Minute Aufenthalt. Seaht Se, mit der linke Hand die Türschnall fasse, mit der rechte 's Schloß nach obe drucke, mit dem Knia gege d' Tür stoße . . . seaht Se, so — Herrgottsakrament, witt oder witt net?!"

Aber es wollte nicht!

Tsch! tsch! fuhr das Zügle in den Bahnhof ein.

Die Frau Pfarrer sagte bloß: „O Gottigott" und setzte sich auf den Sitz, der eigentlich anderen Zwecken dienen sollte.

„O Gottigott!"

„Hallo! Hallo!" rief der Herr Bahnhofsvorsteher.

„Nicht rufe! Nicht rufe!" stöhnte die Frau Pfarrer, „wenn man uns so beieinander sieht!"

„Des geht net, nei, des geht net", sagte kleinlaut der Herr Vorstand, „warte Se, i probiers so: I mach en Klimmzug am Türrahme nauf und Sie schiebet von henta, daß i mit em Fueß d' Türschnall erreich, no isch gwonne, no steig i obe naus und mach mit eme Zehner auf."

Er tat, wie gesagt. Und zog, zog, zog, denn er war ein guter Turner, der Herr Bahnhofsvorsteher Müllerschön. Aber es ist sehr schwer, einen Klimmzug zu machen, wenn man mit den Knien gegen eine Tür stößt. Und die Frau Pfarrer schob von hinten nach, mit aller Kraft. Mit beiden Händen schob sie an der Stelle, wo Damen ihres reputierlichen Standes nur in höchster Not bei fremden Männern Hand anlegen. Aber was tut man nicht in des Herzens Angst!

„Jetzt habe mer's", keuchte der Helfer in der Not, hob den linken Fuß noch um ein kleines, setzte ihn auf die Klinke, trat auf — krach! brach sie ab, und der mitternächtliche Turner stürzte mit einem dumpfen Fall auf die Stelle, an der die Frau Pfarrer geschoben hatte. Sie konnte gerade noch zur Seite springen.

„Aus isch!" sagte er.

„Aus!" stöhnte sie. Dann sagten beide nichts mehr. Man hörte, wie draußen der Zugführer auf dem Bahnsteig auf und ab lief, wie man nach dem Bahnhofsvorsteher rief. Dann pfiff die Lokomotive, und tsch! tsch! fuhr das Zügle ab. Der Bahnsteigschaffner schlug seinen Verschlag zu, man hörte, wie er sich entfernte. Und die Lampe, die ihren trüben Schein durch ein kleines Fensterlein in das stille Gelaß geworfen hatte, erlosch. Nun war es Nacht, undurchdringliche, tiefe Nacht.

Und was für eine Nacht!

Abwechslungsweise saßen der Herr Bahnhofsvorsteher und die Frau Pfarrer auf der einzigen Sitzgelegenheit und bangten dem kommenden Tage entgegen.

Soll ich erzählen, was die beiden armen Menschen durchgemacht haben, damit herzlose Leute noch über ihre Not lachen? Nein und nochmals nein! Alles vergeht, auch diese Nacht verging, und mählich warf der erwachende Tag einen Schimmer durch die kleine Milchscheibe. Ein Häufchen Elend, saß die Frau Pfarrer auf dem Sitze, auf dem kein Ausruhen war, und übernächtig lehnte der Herr Bahnhofsvorsteher Müllerschön an der Türe und schaute zu Boden. So war die Lage, als der Herr Forstassessor, der zu allen Untugenden hin noch ein leidenschaftlicher Jäger war, den Bahnsteig betrat. Jäger sind nämlich sehr früh auf, und der Herr Forstassessor hatte unweit des Bahnhofs im ersten Morgengrauen einen guten Bock auf die Decke gelegt und gedachte mit dem Frühzug heimzufahren.

Aus ähnlichen Gründen, wie es die Frau Pfarrer getan, betrat er den Raum, über dem die Worte „Für Männer" standen. Dazu pfiff er das schöne Lied: „Der Jäger von Kurpfalz . . ."

Das hörten nun die beiden unglücklichen Menschen, denn es war nur eine hölzerne Wand dazwischen.

„'S bleibt nex anders übrig", seufzte der Herr Bahnhofsvorsteher, und mit gedämpfter Stimme rief er: „He, Sie! Send Se au so guet ond machet Se auf!"

„Ja, was isch jetzt aber au des?" fragte sich der Herr Forstassessor erstaunt, dann betrat er den Raum, der sonst für Herren ausdrücklich verboten ist.

„Wenn Se en Zehner einwerfet, geht's auf", klang's mit gepreßter Stimme hinter der Türe.

Das tat der Herr Forstassessor und öffnete.

Forstleute sind nicht leicht zu verblüffen, und der Herr Forstassessor war es zweimal nicht.

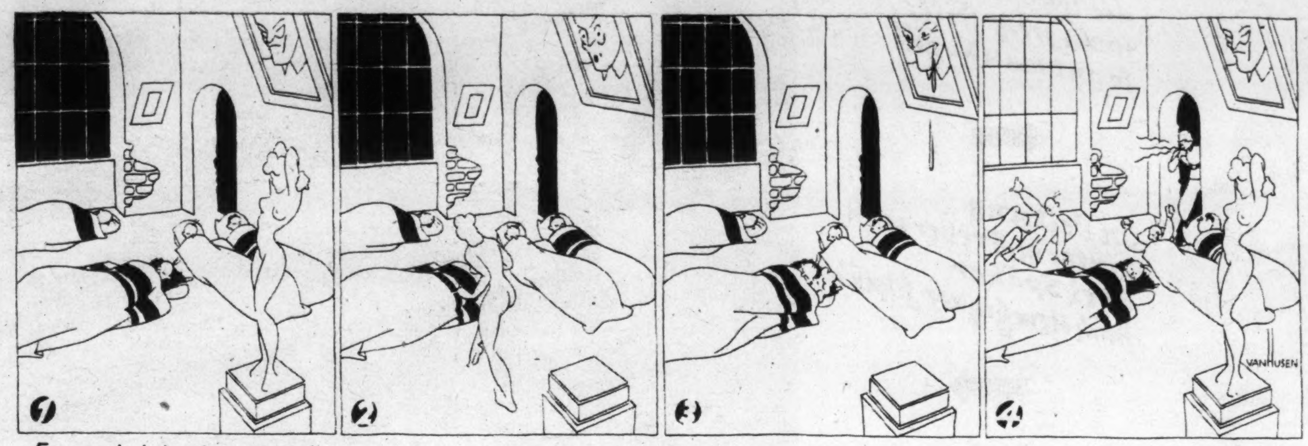
Aber diesmal, diesmal war er's doch!

Und die Frau Pfarrer Kintzinger — nein, wir wollen uns nicht lustig machen über eine Unglückliche!

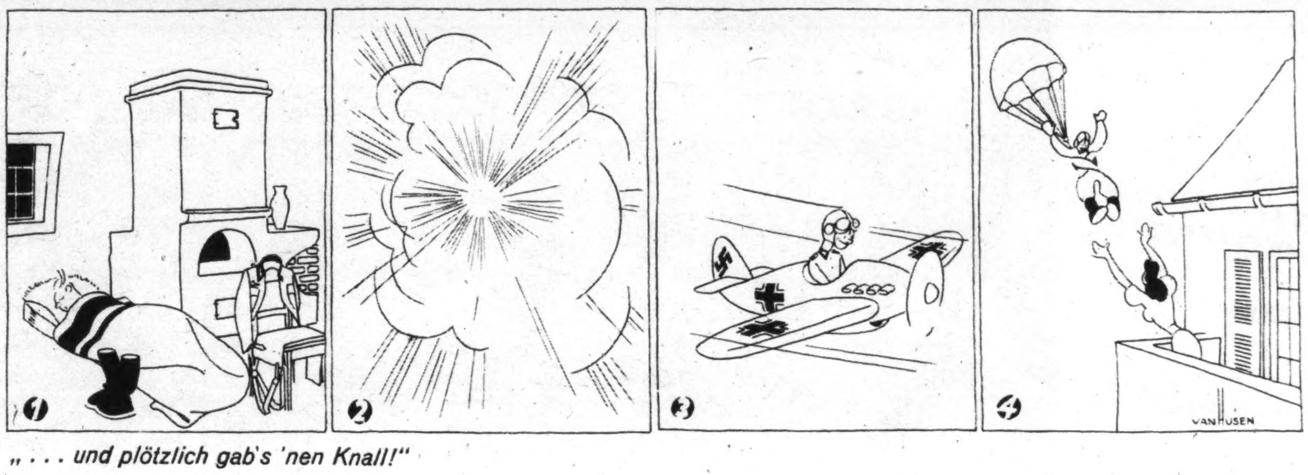
Nur das eine muß noch gesagt werden, daß der Herr Forstassessor, als ihm die Frau Pfarrer die Sache erklären wollte, es sich nicht verkneifen konnte, zu sagen: „Die Nachtigallen! Ja, ja, die Nachtigallen!"

Zeichnungen: Gefr. Herbert Thiele

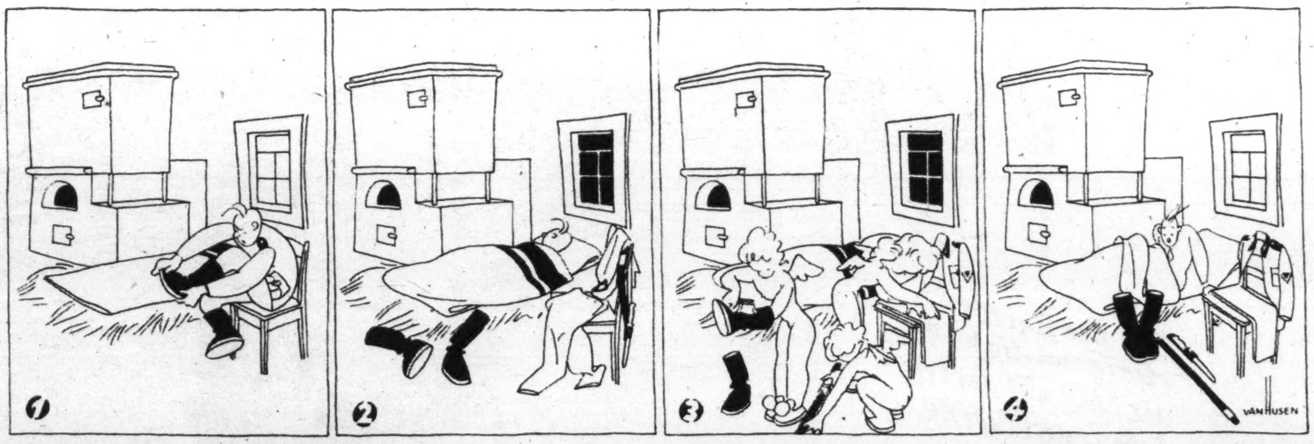
DES SOLDATEN Wunschtraum



„Es geschah in einer Nacht"

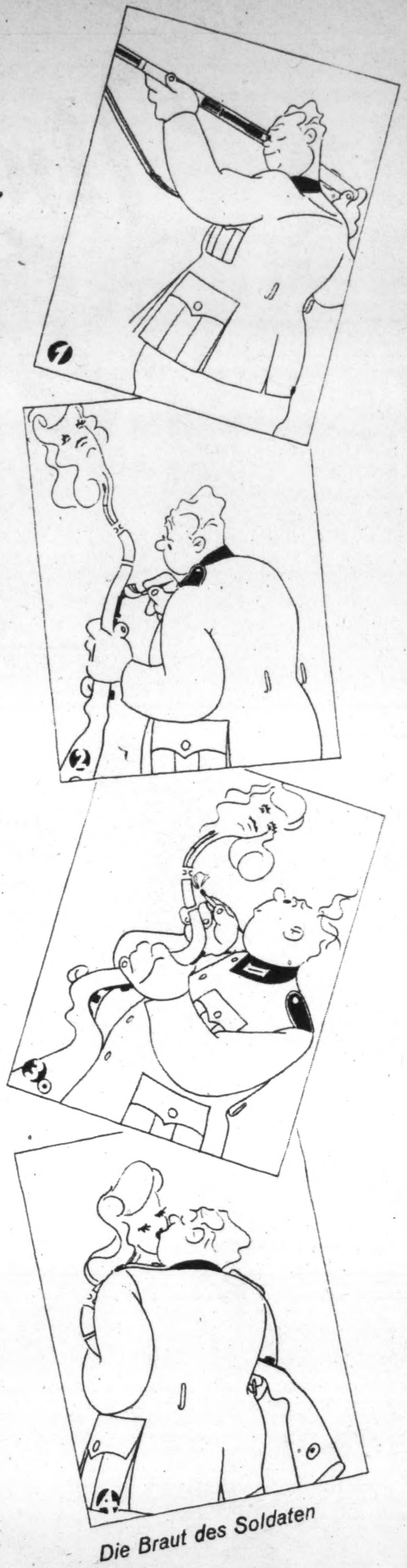


„ . . . und plötzlich gab's 'nen Knall!"



Die Putz- und Flick-Engel

Zeichnungen: Obergefreiter van Husen

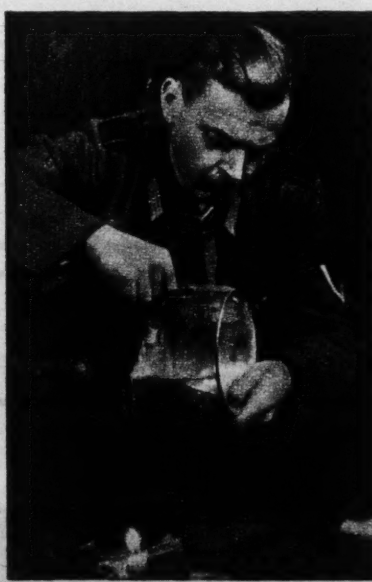


Die Braut des Soldaten

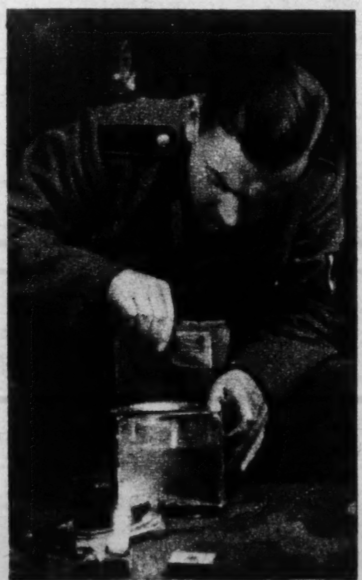
SELBST IM STURMWIND FLACKERT NICHT: Unser Kerzen-Büchsenlicht!

Aufnahmen: Gefr. Haase

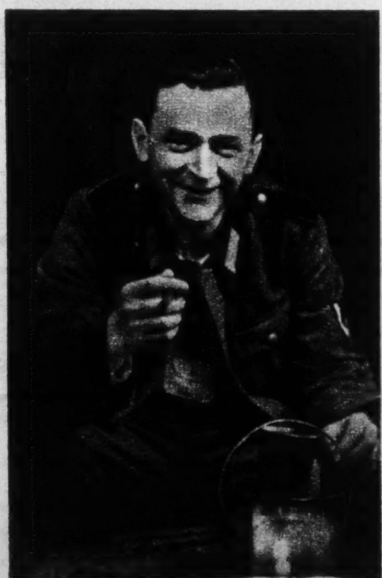
Geht man mit so'nem Lichte 'raus pustet's der kleinste Windstoß aus



Schneid drum ein Fenster in die Dose, setz Glas 'rein — fertig ist die Chose



Vergiß auch nicht, vor allen Dingen im Deckel Löcher anzubringen



Und fertig ist die Sturmlaterne — auch Kaffee wärmt man darauf gerne

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht. Verlag „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25, Fernruf 17 47 21, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff (z. Z. im Wehrdienst), i. V.: Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin.

WIE ES SCHON DIE ALTEN TATEN:

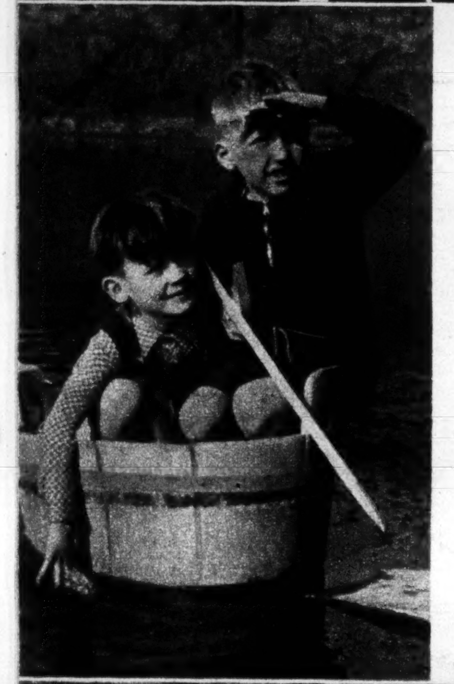
Unsere Kinder spieln Soldaten

Hier tritt gerad' die Truppe an, (man steht still, so gut man kann)

←

In Deckung hinter'm Bretterzaun drei Späher nach dem Gegner schaun

→

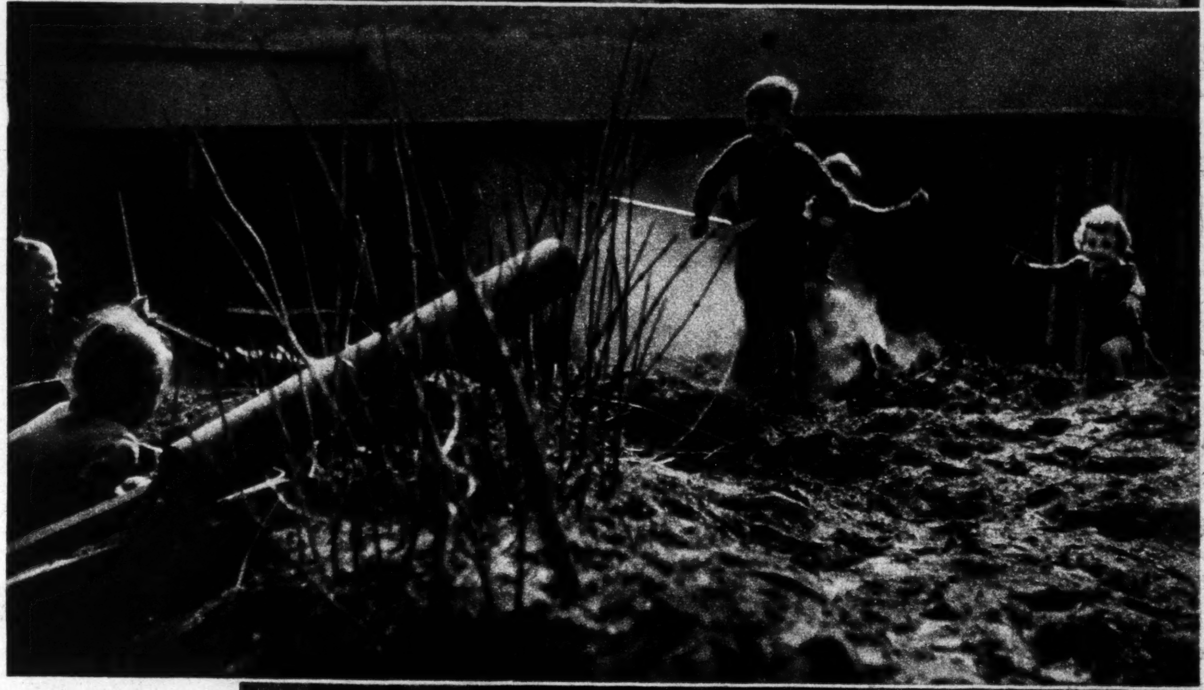


Und siehe da! In Holzschaluppen kommt er mit seinen Landungstruppen

←

Im Ansturm aber kommen sie vor's Ofenrohr der Artillerie

→



Mit ihr schießt eifrig um die Wette die Flak auf Selbstfahr(rad) Lafette

←

Als Feindabwehr bewährt sich auch der Flammenwerfer-Gartenschlauch

→

Wo Tränen, Kummer, bitt'res Leid, ist sanfte Tröstung auch nicht weit

←

Zum Schluß sieht man sie vorwärtsstürmen, Die bösen Feinde aber türmen

→